Aus den Geheimakten des Welt-Detektivs

No. 92.

Der Blutkönig von Indien.

Plötzlich wurde es auf dem Deck lebendig, und Professor Flax, unterstützt von einer Horde Malayen, drang mit Wutgebrüll auf Sherlock Holmes und Miß Copper ein.

Titel und Ausstattung sind patentamtlich gesichert.

Ausgabetag: 20. Oktober 1908.

Nachdruck verboten. Ueberſetzungsrecht für alle Sprachen vorbehalten.

Dieſe Wochenſchrift darf in Leihbibliotheken und Leſezirkeln **nicht** geführt werden.

Der Blutkönig von Indien.

1. Kapitel.

Der fliegende Holländer.

Sherlock Holmes hatte ſeine Yacht, den „Sniveller", nach Shang-hai kommen laſſen, um die Verfolgung des flüchtigen Tom Flax von neuem aufzunehmen.

Seit Jahrhunderten war kein ähnlicher Verbrecher wie dieſer aufgetreten. Es hat auch vielleicht nie einen gegeben, der ihn an Grauſamkeit, Schlauheit und Raffinement erreicht hat.

Der große Detektiv führte ſeit Monaten einen Kampf auf Leben und Tod gegen dieſes menſchliche Ungeheuer, das ihm in Peking im letzten Augenblick, nach Verübung ungeheuerlicher Verbrechen, wieder entkommen war. (Siehe Heft 89.)

Es waren koſtbare Stunden vergangen, bis die Yacht das Paſſagierſchiff, auf dem Tom Flax ſich befand, verfolgen konnte. Der „Sniveller" mußte erſt wieder Kohlen nehmen und ſich mit Waſſer und Proviant verſorgen. Der Nachmittag war angebrochen, als das Schiff endlich aus dem Hafen fuhr, der einige Stunden vor Shang-hai ſelbſt, an der Mündung des Hwang-pu lag.

Das Paſſagierſchiff hatte die Richtung nach Süden genommen. Offenbar vermittelte es den Verkehr zwiſchen dem mittleren China und Singapore, der wichtigen Handelsſtadt auf dem ſüdlichen Ausläufer Oſtindiens.

Wie ein losgeſchnellter Pfeil ſchoß das Schiff durch die blauen Fluten. Sherlock Holmes ſtand auf der Kommandobrücke neben dem Kapitän und richtete das Fernglas unermüdlich in die dämmernde Weite. Nichts war zu ſehen als Himmel und Waſſer, ſo weit das Auge des großen Detektivs reichte. Die Wogen kräuſelten ſich zu feinen Schaumwellen, in denen die Strahlen der Sonne glitzerten. Dann und wann meldete der Mann im Ausguck eine chineſiſche Dſchunke oder ein engliſches Kauffahrteiſchiff. Raſch wurden Flaggenſignale mit den Schiffen gewechſelt, um ſich über die Richtung zu vergewiſſern, welche der chineſiſche Paſſagierdampfer genommen hatte. Nachdem der „Sniveller" in gerader Richtung durch das Gelbe Meer dahingeflogen war, meldete ein Schiff auf der Höhe des 20. Breitegrads, daß der chineſiſche Paſſagierdampfer abgeſchwenkt und mit Volldampf in der Richtung nach den Philippinen gefahren ſei.

Der Kapitän ſah den Detektiv verblüfft an.

„Das iſt merkwürdig, Mr. Holmes. Ich kenne alle Linien im Gelben Meer, aber dieſe iſt mir unbekannt."

Der Detektiv lächelte finſter.

„Das will ich glauben, Kapitän! Wir hätten leichtes Spiel, wenn es ſich jetzt um nichts weiter handelte, als das chineſiſche Paſſagierſchiff abzufangen. Vergeſſen Sie nicht: Tom Flax befindet ſich an Bord desſelben. Das heißt ſo viel, als: Der leibhaftige Teufel regiert das Schiff. Wir können uns auf Ueberraſchungen gefaßt machen, an denen ſelbſt unſere Phantaſie zu ſchanden wird."

Die Jagd dauerte nun ſchon über drei Tage.

„Glauben Sie, Meiſter, daß wir die rechte Spur vor uns haben?" fragte Harry am vierten Tage. „Wäre es nicht möglich, daß uns das Schiff eine falſche Richtung gewieſen hätte? Wir konnten nur eine oberflächliche Beſchreibung des chineſiſchen Dampfers geben."

Sherlock Holmes zuckte die Achſeln.

„Mit solchen Möglichkeiten müssen wir rechnen, Harry. Ich hatte selbst nicht geglaubt, das Schiff würde sich nach der Insel Luzon wenden. Doch nun haben wir Manila bereits hinter uns. Die außergewöhnliche Richtung, die der Dampfer genommen hat, bestätigt, daß wir in der Tat Flax vor uns haben. Er hat jedenfalls den Kapitän bestochen oder eine andere Teufelei begangen."

Miß Copper trat zu den beiden Männern. Sie war die einzige Frau, welche sich auf dem „Sniveller" befand.

„Ach, wenn Sie wüßten, Meister, wie ich mich danach sehne, wieder einmal beweisen zu können, daß ich nicht nur als lebendiges Hindernis für Sie diese Reise mitgemacht habe! Wie soll ich Ihnen jemals danken? Hoffentlich läßt das Schicksal mich zugegen sein, wenn die Abrechnung mit diesem elendesten aller Schurken vor sich geht."

In diesem Augenblick meldete der Mann im Ausguck mit dröhnender Stimme:

„Schiff voraus!"

Diese zwei Worte wirkten wie elektrisierend nicht nur auf Sherlock Holmes, den Kapitän und Harry, sondern auch auf die ganze Mannschaft, die bereits darüber orientiert war, daß diese tolle Jagd einem Dampfer galt, auf dem sich ein Verbrecher befand. Der Kapitän signalisierte in den Heizraum, man solle Kohlen geben, was die Kessel vertragen könnten.

Mit Windeseile flog der „Sniveller" durch die Wogen.

Erst hatte man von dem Schiff mit bloßem Auge nur einen dunklen Punkt erkennen können; allmählich aber erblickte man den Mast und schließlich den Rumpf des Dampfers, in dem Harry, der das Fernrohr nicht von den Augen brachte, denselben erkannte, auf dem Flax seine Flucht fortgesetzt hatte.

Auch Sherlock Holmes und der Kapitän starrten angestrengt durch die Ferngläser.

Der Kapitän wischte eine Zeit an seinem Glase herum und wandte sich dann an Sherlock Holmes.

„Der Teufel soll mich augenblicklich mit Haut und Haaren auffressen, Mr. Holmes, wenn ich an Bord des Schiffes einen einzigen Menschen entdecken kann. Entweder sehe ich nichts mehr, oder das ist das merkwürdigste Schiff, welches mir je in meinem Leben vorgekommen ist."

„Es wird wohl das letztere der Fall sein, Kapitän," entgegnete Sherlock Holmes mit einem düsteren Lächeln. „Auch ich kann keine Seele entdecken."

„Und doch fährt das Schiff wie der Teufel mit Volldampf voraus," entgegnete der Kapitän. „Es wird vorzüglich gesteuert. Sehen Sie, Mr. Holmes, mit welch graziöser Bewegung es jetzt abbiegt. Es hält westwärts, auf die Sulu-See zu. Offenbar will es uns zwischen die Klippen locken. Dort sind nämlich ganz verfluchte Untiefen. Aber du wirst uns nicht aufs Glatteis führen, mein Junge," fuhr der tüchtige Kapitän wie im Selbstgespräch fort, während er dabei unausgesetzt durch das Glas starrte. „Der ‚Sniveller' fliegt wie eine Möve. Wir finden uns auch in seichtem Wasser zurecht. He, holla, aufgepaßt!"

Der Kapitän beugte sich über das Sprachrohr und gab aufgeregt einige Befehle. Der „Sniveller" drehte sich erst nach steuerbord, dann nach backwärts, schoß darauf geradeaus und fuhr langsamer, während ein Zittern durch den ganzen Schiffsraum ging, wie es bei einem Pferde der Fall ist, das plötzlich mit Schenkel und Zügeldruck zurückgehalten wird.

„Jetzt haben wir wieder freie Bahn vor uns," wandte sich der Kapitän an Sherlock Holmes, „es hätte nicht viel gefehlt, so wären wir auf eine Klippe aufgefahren."

Er beugte sich über das Sprachrohr und erteilte einen Befehl. Wieder schoß der „Sniveller" dahin, daß den Männern auf Deck der Atem verging.

Jetzt flog die Yacht dicht hinter dem chinesischen Passagierdampfer her. Der Kapitän ließ Flaggensignale geben, nahm das Sprachrohr und rief hinüber:

„Wo ist der Kapitän?"

Doch keine Antwort erfolgte.

Das Schiff schien ausgestorben zu sein. Der „Sniveller" fuhr jetzt parallel mit dem chinesischen Dampfer dahin. Mit offenem Munde und verhaltenem Atem lehnte die Mannschaft der Yacht an der Reeling und starrte zu dem geheimnisvollen Schiff hinüber, das keine menschliche Hand zu lenken schien.

Der Kapitän sah Sherlock Holmes fragend an.

„Was sollen wir jetzt beginnen, Mr. Holmes? Wenn das so fort geht, können wir bis in alle Ewigkeit neben dem Schiff herlaufen. Alles scheint unter Deck zu sein."

„Wir verlegen ihm den Weg." befahl Sherlock Holmes kurzerhand. „Lassen Sie ein Boot klar machen, Kapitän, ich fahre mit einigen Gasten hinüber."

Der „Sniveller" schien plötzlich Flügel zu bekommen. Er überholte das verfolgte Schiff etwa eine halbe Stunde weit, beschrieb einen graziösen Bogen und legte sich quer in den Kurs.

„Es ist eine verdammt gefährliche Sache, Mr. Holmes," murmelte der Kapitän, „wenn der Steamer uns in die Seite fährt, sind wir verloren."

„Ich erwarte es nicht," entgegnete Sherlock Holmes, der, hochaufgerichtet mit funkelnden Augen zu dem Fahrzeug hinüber sah. Eine fieberhafte Spannung hatte sich aller bemächtigt, die sich auf dem „Sniveller" befanden. Der Kapitän, gewohnt, jeden Befehl

des Meisterdetektivs blindlings auszuführen, beugte sich über das Sprachrohr, bereit, jede Sekunde dem Maschinisten eine neue Ordre hinunter zu rufen. Währenddem schielte er aber nach dem Fahrzeug hinüber, das auf sie zukam.

„In zwei Minuten sind wir über den Haufen gerannt," stieß er zwischen den Zähnen hervor.

„Lassen Sie die Rettungsboote klar machen," entgegnete Sherlock Holmes kühl, ohne eine Minute seine Ruhe zu verlieren. Die Mannschaft, welche wie erstarrt auf ihrem Posten stand, sah bleich ins Meer hinaus. Ihre Blicke hingen wie gebannt an dem feindlichen Schiff.

Sie wären schlechte Matrosen gewesen, hätten sie nicht begriffen, daß von Minuten Leben und Tod abhing. Wenn das Schiff mit unverminderter Schnelligkeit seine Fahrt fortsetzte, wenn es nicht sofort Kontredampf gab, so war ein Zusammenstoß unvermeidlich.

Atemlose Stille herrschte auf Deck des „Sniveller". Niemand wagte zu atmen.

„An die Boote!" kommandierte plötzlich der Kapitän mit scharfer Stimme. Die Matrosen flogen über Deck. Es war wie eine Erlösung. Sie klammerten sich an die letzte Möglichkeit, sich im entscheidenden Moment zu retten. Der Kapitän gab seiner Gestalt eine strammere Haltung und sagte:

„Wir sind verloren, Mr. Holmes. In einer Minute sind wir überrannt."

Sherlock Holmes nickte kurz. Seine Hand ruhte am Revolver, während seine Augen die Bewegungen der Matrosen wie die des feindlichen Schiffes, das immer größer wurde, verfolgten.

Plötzlich beugte sich der Kapitän weit vor.

„Es stoppt," sagte er hastig „sie haben die Gefahr bemerkt. Himmel und Hölle, es war höchste Zeit."

In der Tat sah man, wie das chinesische Schiff langsamer und langsamer fuhr, wie sich der Zwischenraum zwischen den beiden Fahrzeugen nicht mehr in jener Weise verminderte wie zuerst. Der Gegner glitt nur noch, durch die bisherige große Schnelligkeit angetrieben, auf den Wogen dahin. Dann machte er eine Wendung, um dem „Sniveller" auszuweichen.

„Ein Boot hinab!" kommandierte Sherlock Holmes mit scharfer, klarer Stimme. „Vier Bootsgasten begleiten mich! Vorwärts, Harry, wir wollen dem geheimnisvollen Schiff einen Besuch abstatten, an den Flax den Rest seines Lebens denken soll."

Mit diesen Worten eilte der Detektiv nach dem Fallrepp und sprang in das Boot hinab, welches bereits auf dem Meere tanzte. Harry setzte nach. Doch ebenso schnell war Miß Copper nachgeeilt, und ohne zu fragen, nahm sie neben Harry Platz. Von den kräftigen Riemenschlägen der Matrosen getrieben, schoß das Boot über die Wogen dahin und näherte sich dem chinesischen Passagierdampfer, für den es jetzt keine Möglichkeit mehr gab, zu entkommen, denn bis es der Mannschaft wieder gelang, die Maschine in Tätigkeit zu setzen, mußte das Boot bereits bei dem Schiff angelangt sein.

Sherlock Holmes stand aufrecht in dem kleinen Fahrzeug. Plötzlich zuckte aus einer Luke ein kleiner Blitz auf. Sherlock Holmes glitt so schnell auf den Boden des Fahrzeugs nieder, daß das Boot beinahe gekippt wäre. Eine Kugel pfiff Harry, der hinter Sherlock Holmes gestanden hatte, über den Kopf hinweg und riß ihm die Mütze herab.

Der Gehilfe des Meisterdetektivs war totenbleich geworden.

„Das hat Ihnen gegolten, Meister!"

Der Weltdetektiv kniete am Boden, zielte und schoß nach der Luke, aus der auf ihn gefeuert worden war.

Man sah einen Gegenstand drüben ins Meer fallen.

„Der Bursche hat prächtig gezielt," sagte Sherlock Holmes. „Da ich einen Kopf größer bin als du, Harry, so wäre mir die Kugel glatt durch die Stirne gegangen. Das war der Morgengruß Tom Flax'. Vorwärts, wir wollen ihm die Antwort nicht schuldig bleiben."

Das Boot hatte beim Schiff angelegt. Eine Strickleiter hing ins Meer hinab. Sherlock Holmes war der Erste, der daran emporkletterte. Miß Copper folgte. Dabei machte das Boot eine Wendung, so daß Harry dem Meister nicht sogleich zu folgen vermochte. Während ein Matrose noch zurückblieb, folgten drei dem Weltdetektiv auf Deck.

Den Revolver schußbereit in der Hand, schlich Holmes vorsichtig über das Deck. Die Matrosen waren dicht hinter ihm. Fässer, zusammengerollte Taue und Kisten standen umher. Plötzlich fielen die Blicke der Matrosen wohl auf ein Dutzend Leichen, die alle in phantastischsten Kleidungen auf dem Boden lagen. Der abergläubische Sinn der Seeleute knüpfte sofort die ungeheuerlichsten Vermutungen an diese Toten, die aus keinem modernen Schiff zu stammen schienen. Eher konnte man sie für Seefahrer aus vergangenen Jahrhunderten halten, so abenteuerlich waren ihre Anzüge.

Das ganze Deck durchforschten sie. Je weiter Sherlock Holmes und die Matrosen vordrangen, um so schauerlicher war der Anblick, der sich ihnen bot. Man hatte von dem „Sniveller" aus die Toten nicht sehen können, weil sie teils hinter Tauen, teils hinter Fässern und Kisten versteckt lagen. Sherlock Holmes hatte jetzt den Fockmast erreicht. Er blieb stehen und sah mit finsteren Blicken vor sich nieder. Die Matrosen waren ihm gefolgt, aber kaum hatten sie einen Blick

auf den Mast geworfen, als sie in lautes Geschrei ausbrachen. Der vorderste von ihnen wandte sich schreckensbleich um und schrie:

„Der Holländer!"

Dieses Wort übte eine furchtbare Wirkung aus. Im Nu wandten sich die Matrosen zur Flucht und liefen zu der Strickleiter zurück. Harry, der eben emporklettern wollte, wurde gezwungen, umzukehren. Er mußte in das Boot springen, wollte er nicht in das Meer fallen. Die Matrosen hatten kaum das Boot erreicht, als sie sich auch schon mit verstörten Mienen in die Riemen legten und nach dem „Sniveller" zurückgullten.

Sherlock Holmes war, ehe er sich's versah, mit Miß Copper allein auf dem unheimlichen Schiff zurückgeblieben.

Der Anblick, der eine solche Panik unter den Matrosen hervorgerufen hatte, war allerdings schrecklich genug. An den Mast war mit Stricken der Kapitän des Schiffes angebunden. Man hatte ihn von dem „Sniveller" aus nicht bemerken können, weil er auf der entgegengesetzten Seite stand. Er war ein Mongole. Die verglasten Augen blickten Sherlock Holmes mit einem entsetzlichen Ausdruck entgegen. Die linke Hand hielt noch den Revolver, mit dem sich der Kapitän gegen einen fürchterlichen Gegner verteidigt hatte.

Das allein aber hätte noch nicht hingereicht, den Matrosen einen solchen Schrecken einzujagen. Doch ein großer, breiter Nagel war durch den Kopf des Unglücklichen geschlagen. Mit diesem war er an den Mast festgenagelt worden und das war das entsetzlichste bei dem Anblick.

Der furchtbare Mord war also erst vor kurzem begangen worden. So mochte der „Fliegende Holländer" ausgesehen haben. So trug jeder Matrose, der den Ozean durchkreuzte, sein Bild in seinem Gedächtnis. Da stand der Kapitän, den die meuternden Seeleute an den Mast gebunden hatten, da lagen sie selbst durch entsetzliche Wunden schrecklich entstellt.

Inzwischen hatte das Boot mit den flüchtigen Matrosen den „Sniveller" erreicht. In fliegender Hast erzählten sie ihr Abenteuer.

„Der Holländer!" dies war der Schreckensruf, der sich von Mund zu Mund unter den Matrosen fortpflanzte.

Vergebens war der Befehl des Kapitäns, vergebens sein gütliches Zureden, daß das Boot sofort wieder zu Sherlock Holmes zurückkehre. Harry wollte allein zu dem „Fliegenden Holländer" hinüber, doch die Matrosen hinderten ihn mit Gewalt.

Der Kapitän trat mit dem Revolver in der Hand mitten unter die Leute.

Er hatte sie in allen Gefahren kennen gelernt. Sie hingen alle an Sherlock Holmes, liebten und verehrten ihn. Niemals hatten sie ihm den Gehorsam verweigert.

Doch jetzt meuterten sie. Sie lehnten sich gegen den Befehl des Kapitäns auf. Vergebens waren seine Drohungen, daß er den ersten, der seinem Befehl zuwiderhandeln würde, niederschießen werde. Sie erklärten, lieber zu sterben, als noch einmal den Fuß auf das Gespensterschiff setzen zu wollen. Der Kapitän schalt sie Feiglinge und Hasenfüße.

Umsonst.

Die Maschinisten setzten die Maschine in Bewegung, der Steuerer eilte ans Rad, und wollte der Kapitän nicht riskieren, von seiner eigenen Mannschaft erschlagen zu werden, so mußte er zusehen, wie die kopflose Mannschaft den „Sniveller" aus dem Bereich des feindlichen Schiffes brachte.

Erst als der Kapitän und Harry einen Schreckschuß abgaben und erklärten, die ganze Mannschaft niederzuknallen, erreichten sie wenigstens, daß der „Sniveller" eine halbe Stunde von dem Gespensterschiff entfernt vor Anker ging.

Harry und der Kapitän standen auf der Brücke und sahen durch die Ferngläser nach dem geheimnisvollen Schiff hinüber. Das Deck war leer. Sherlock Holmes war nirgend mehr zu sehen. Eine halbe Stunde währte diese tödliche Ruhe, die Harry zum Verzweifeln brachte. Er wollte sich in das Meer stürzen und zu dem Schiff hinüber schwimmen, doch der Kapitän hielt ihn zurück. Die See wimmelte in dieser Gegend von Haifischen. Es wäre Tollkühnheit von Harry gewesen, hätte er sich der fürchterlichen Gefahr, die in dem Meere auf ihn lauerte, ausgesetzt.

„Es herrscht völlige Stille," sagte der Kapitän. „Wenn Mr. Holmes eine Gefahr droht, oder wenn er glaubt, unserer Hilfe zu bedürfen, so wird er sicherlich ein paar Schüsse abgeben. Dann ist es immer noch Zeit, das Aeußerste zu wagen."

„Warum setzen wir uns nicht mit Gewalt in den Besitz eines Bootes und rudern nach dem Schiff hinüber, Kapitän?" fragte Harry heftig.

„Weil ich fürchte, daß die Matrosen indessen mit dem ‚Sniveller' davonfahren werden," entgegnete der Kapitän finster. „Die Leute sind außer Rand und Band. Sie müssen bedenken, Mr. Taxon, daß jeder Mensch, selbst der stärkste Held eine verwundbare Stelle hat, daß jeder Mensch im Leben auf einen Standpunkt gelangen kann, wo sein Verstand versagt.

Der Seemann mag den Sturm nicht fürchten, er mag tapfer, ja tollkühn sein, bei seinem Aberglauben wird er feige. Die Leute halten daran fest, dem „Fliegenden Holländer" begegnet zu sein, und das bedeutet für uns alle nach dem Seemannsglauben den Untergang. Ich könnte ihnen ebensogut befehlen, den ‚Sniveller' und sich selbst in die Luft zu sprengen,

wie zu dem feindlichen Schiff hinüberzurudern. Sie würden beide Befehle für gleich wahnwitzig halten und uns eher in Eisen legen, ehe sie uns gehorchten."

Harry hob plötzlich den Arm und deutete mit erregtem Gesicht nach dem Schiffe hinüber.

„Was ist das, Kapitän, das Schiff bewegt sich, bei Gott, es fährt mit voller Dampfkraft davon!"

Der Kapitän hatte das Fernrohr vor die Augen genommen.

„Himmel und Hölle!" schrie er in seiner derben Art. „Sie haben recht gesehen, Mr. Taxon. Das Schiff nimmt Kurs Nordost."

„Und nichts ist von Sherlock Holmes zu sehen," rief Harry. „Er sowohl wie Miß Copper sind verschwunden. Zum Teufel, Kapitän, sollte es kein Mittel geben, um dem Meister zu Hilfe zu eilen? Sie sehen doch, daß dort drüben irgend ein Unglück geschehen ist!"

Der Kapitän stieg von der Kommandobrücke hinab und trat mitten unter die Mannschaft, die ihm mit störrischen und verstörten Blicken entgegensah.

„Leute!" rief er mit markiger Stimme, „ich weiß, mit der Logik kann man niemals gegen Dummheit kämpfen! Ich mache euch aber darauf aufmerksam, daß durch eure Feigheit Sherlock Holmes vielleicht in eine fürchterliche Gefahr geraten ist. Wenn ihr schon nicht wagt, zu dem Holländer noch einmal zurückzukehren, so verlange ich, daß der ‚Sniveller' jetzt im Kurse des Schiffes bleibt, damit ich in der Lage bin, zu übersehen, was dort drüben vorgeht."

Die Matrosen gehorchten schweigend den Befehlen, die der Kapitän jetzt gab. Harry war damit nicht einverstanden. Er verlangte ungestüm, daß ein Boot ausgesetzt würde. Doch mit jener Verstocktheit, die gerade den Seemann auszeichnet, hinderten ihn die Matrosen von neuem an der Ausführung seines Planes. Langsam glitt der „Sniveller" hinter dem geheimnisvollen chinesischen Dampfer her. — —

Inzwischen hatte sich drüben ein seltsames Drama abgespielt. Sherlock Holmes hatte gar nicht darauf geachtet, daß er sich mit Miß Copper allein auf dem Dampfer befand. Der Schreckensruf der Matrosen: „Der Fliegende Holländer", hatte ihm nur ein spöttisches Lächeln abgenötigt.

Nachdem er mit dem Revolver in der Hand das ganze Deck abgesucht hatte, stieg er langsam und vorsichtig die Schiffstreppe hinab.

Miß Copper folgte ihm. Niemand begegnete den beiden einsamen Menschen, die die einzig Lebenden auf diesem Totenschiff zu sein schienen. Sherlock Holmes hatte seine elektrische Taschenlampe zum Aufflammen gebracht. Der schmale Lichtschein fiel vor ihm her und beleuchtete tageshell die einzelnen Gegenstände. Wohin das Auge des Weltdetektivs und seiner Begleiterin fiel, erblickten sie schrecklich zugerichtete Leichen, Männer und Frauen, Europäer und Asiaten.

Vor dem Mannschaftsraume stand Sherlock Holmes still. Er horchte. Kein Ton, kein Laut ließ sich vernehmen. Vorsichtig drückte er die Klinke auf. Der große, dumpfe Raum lag in tiefer Dämmerung. Nur durch ein paar Luken fiel das Licht des Nachmittags.

Nachdem der Meisterdetektiv den Arm mit der Waffe vorgeschoben hatte, trat er selbst rasch ein, um einem plötzlichen Angriff sofort zu begegnen. Doch der Anblick, der sich ihm bot, war so schaurig, daß selbst Sherlock Holmes vergaß, Vorsicht walten zu lassen.

An einem langen Tische saßen die Matrosen beim Essen. Es mochten ihrer zwölf sein. Jeder verharrte starr und regungslos auf seinem Platze. Die einen lehnten sich weit vorn über, daß der Kopf fast auf der Tischplatte lag, andere saßen kerzengerade. Keiner aber regte sich. Jeder Kopf, jeder Körper wies irgend eine Wunde auf, die den Tod des Betreffenden bezeugte.

Es war eine Art Schreckenskammer, in die der Weltdetektiv mit seiner Begleiterin eingetreten war. Eine Galerie von Verbrechen, ein Totenhaus für sich, ein Panoptikum, das sich von anderen nur dadurch unterschied, daß die schrecklichen Gestalten nicht aus Wachs, sondern aus Fleisch und Blut waren.

Wohin das scharfe Licht der Laterne des Weltdetektivs fiel, überall beleuchtete es irgend ein verzerrtes Gesicht, einen gekrümmten Körper, eine wachsbleiche Hand, die im Todeskampfe gekrallt war.

Plötzlich zuckte Sherlock Holmes zusammen. Miß Copper stieß einen unterdrückten Schrei aus. Das Licht der Laterne war auf einen Mann gefallen, der zusammengekauert, wie tot in einer Ecke lehnte. Die Augen waren geschlossen, das Gesicht unkenntlich.

Und doch hatte Sherlock Holmes sofort Tom Flax erkannt, den langgesuchten Verbrecher, Totschläger, Frauendieb und Raubmörder.

Er war tot. Eine furchtbare Waffe schien seinen Kopf getroffen zu haben. Säbel und Spieße hatten den Körper durchbohrt.

Mit einer Mischung von Ekel und Interesse trat der Weltdetektiv vor den Leichnam dieses genialen Verbrechers, dessen Laufbahn mitten auf der See, zwischen der Inselgruppe der Philippinen, ein so jähes und schreckliches Ende gefunden hatte. Gleichzeitig mit ihm beugte sich Miß Copper über den Toten.

Doch sie fuhr mit einem jähen, gellenden Schrei zurück.

„Geben Sie acht, Mr. Holmes! Er hat die Augen geöffnet!"

Die Nerven des Weltdetektivs waren stärker als

die der Miß. Ohne einen Blick von dem Verbrecher zu wenden, war auch er einen Schritt zurückgetreten. Der Tote hatte die Augendeckel geöffnet und sah den Meisterdetektiv mit einem starren Blick an, in dem sich alles und nichts spiegelte. Plötzlich erhob er sich langsam. Ein unsagbar höhnisches und verächtliches Lächeln zog seine Mundwinkel auseinander.

Sofort stürzten Miß Copper und Sherlock Holmes an Deck. Flax folgte. Mit einem Sprung hatte er Sherlock Holmes erreicht und den Revolver beiseite geschlagen. Wie eine Katze hing er sich an den Körper des Weltdetektivs, seine Finger umklammerten dessen Kehle, seine Rechte fuhr blitzschnell durch die Luft und ließ eine Klinge auf die Brust des Weltdetektivs herabsausen.

Sherlock Holmes war überrumpelt worden. Tom Flax hatte wieder bewiesen, daß er nicht nur ein großer Verbrecher, sondern vielleicht auch ein noch viel größerer Schauspieler war. Doch mit dem Moment, wo der Weltdetektiv die Situation übersehen hatte, hatte sich auch seine alte Spannkraft wieder eingestellt. Er fing mit der Linken den Messerstich, den Tom Flax führte, in der Luft auf und drückte ihn zu gleicher Zeit mit ungeheurer Kraft von sich, so daß der Verbrecher die Kehle des Weltdetektivs loslassen mußte. Inzwischen hatte Miß Copper den Revolver auf den Elenden angeschlagen.

„Werfen Sie ihn zurück, Mr. Holmes," rief sie. „Ich habe ihn gut aufs Korn genommen. Einmal muß diese Bestie enden! Achtung, Mr. Holmes, ich schie —"

Sie kam nicht dazu, das Wort auszusprechen, geschweige denn, zu schießen. Ringsum war es plötzlich lebendig geworden: Gestalten, die hinter allen möglichen Gegenständen versteckt gelegen hatten, kleine schmutzige Chinesen, Kulis, die halb nackt waren, warfen sich zu gleicher Zeit auf Miß Copper und Sherlock Holmes. Während dieser von vorn den Angriff des Verbrechers abzuwehren hatte, hingen sich ein halbes Dutzend Chinesen an seinen Körper. (Siehe Titelbild.)

Wohl schleuderte er im ersten, ungestümen Widerstand seine Angreifer zurück, wohl schlug er Flax zu Boden, daß dieser die Augen verdrehte und für einen Moment die Besinnung verlor, aber der zehnfachen Uebermacht war selbst die überlegene Kraft des Weltdetektivs nicht gewachsen. Während er zwei, drei Chinesen zu Boden rang, hatten sich drei andere an seinen Rücken gehängt, indes ein vierter am Boden kniete und die Beine des Weltdetektivs nach rückwärts riß.

Sherlock Holmes kam zu Fall. Ein wildes, verzweifeltes Ringen entspann sich am Boden. Man hörte die unterdrückten Wutschreie der Chinesen, das Zischen Tom Flax', dessen Stimme in solchen Augenblicken dem Zischen einer Schlange glich, man hörte den keuchenden Atem des Weltdetektivs. Die Leichname der ermordeten chinesischen Matrosen kollerten zwischen die Kämpfenden hinein. Die Faust des Weltdetektivs sauste immer von neuem hernieder. Noch einmal gelang es ihm, seine Angreifer zurückzuwerfen und sich zu erheben, doch auf den schlüpfrigen Planken glitt er von neuem aus.

Inzwischen waren jene Kulis, welche Miß Copper, bei der sie leichteres Spiel fanden, überwältigt hatten, den Angreifern des Weltdetektivs zu Hilfe geeilt. Ein neues, kurzes Ringen, dann war Sherlock Holmes an Händen und an Füßen gefesselt.

„Well, ich habe nicht gedacht, daß wir uns so schnell wieder sehen würden, Meister Holmes," lachte Flax mit höhnischer Stimme. Seine Augen waren blutunterlaufen, seine Lippen von einem Faustschlag des Detektivs geschwollen. Er gewährte einen schrecklichen Anblick. Miß Copper dachte unwillkürlich an einen Bluthund, als sie den Verbrecher vor sich stehen sah.

Sie hatte alles begriffen. Flax hatte unter den Kulis, welche sich auf dem chinesischen Dampfer als Passagiere befunden hatten, eine Revolte angezettelt und diese Menschen, die sich aus dem Auswurf des chinesischen Volkes zusammensetzen, mit Waffen versehen. Unter seiner Anführung hatten die Verbrecher den chinesischen Kapitän und die teils aus Engländern, teils aus Chinesen bestehende Mannschaft überfallen und erschlagen.

Nun waren sie Herren des Schiffes.

Sherlock Holmes hatte auf die höhnische Anrede des Verbrechers nur mit einem Achselzucken geantwortet.

„Diesmal werden Sie dran glauben müssen, Sherlock Holmes, so wahr ich Tom Flax bin. Ich will mich in drei Monaten mit tödlicher Sicherheit von Ihnen aufspießen lassen, großer Meister, wenn Sie nicht in einer Stunde eine Leiche sind. Nun, was sagen Sie dazu?"

Sherlock Holmes hatte selbst in diesem furchtbaren Augenblick, da er der Wut einiger tierischer Barbaren preisgegeben war, weder den Mut noch seine Entschlossenheit verloren. Mit überlegter Ruhe entgegnete er:

„Ich denke, Flax, daß ich Sie in drei Monaten aufspießen werde."

„Sind Sie ein Prahlhans, Holmes!" entgegnete Tom Flax lachend.

„Doch wir wollen keine Zeit verlieren, sonst könnten die Narren auf dem ‚Sniveller' inzwischen so viel Verstand bekommen, daß wir mit ihnen ein ernstes Wort reden müßten. Das wollen wir lieber vermeiden.

Bringt den Kerl in den Lagerraum hinunter, Jungens!" befahl er den Kulis in chinesischer Sprache.

Dann nahm er Miß Copper, die in gleicher Weise gefesselt war wie Sherlock Holmes, in die Arme und trug sie auf die Kommandobrücke, einem unbestimmten, aber jedenfalls grauenvollen Schicksal entgegen.

Dort oben stand, neben dem Kartenhäuschen, eine alte chinesische Kanone. Der Teufel mochte wissen, wie dieses Ding auf den Passagierdampfer gekommen war. Jedenfalls hatte sie der Kapitän mit an Bord geführt, um ein Schreckmittel gegen die zahlreichen Piraten zu haben, die in dem Gelben Meere trotz aller Wachsamkeit japanischer und europäischer Kriegsschiffe ihr Unwesen trieben. Noch hatte Miß Copper nicht begriffen, welch fürchterliches Schicksal ihr bevorstand. Als Flax sie jetzt aber mit Hilfe von zwei Kulis vor die Mündung der Kanone band, da stieß sie einen markerschütternden Schrei aus, der sicher an Bord des „Sniveller" gehört worden wäre, wenn der Wind nicht gerade in entgegengesetzter Richtung geweht und den Ton ihrer Stimme fortgetragen hätte.

Vergebens war ihr verzweifeltes, ohnmächtiges Sträuben, vergebens wand sich der gefesselte Körper unter den Händen der Verbrecher. Ehe zwei Minuten um waren, war sie vor die Mündung der Kanone gebunden.

Während einer der Kulis Pulver in das Zündloch schüttete, legte Tom Flax mit einer geradezu liebevollen Genauigkeit und Vorsicht die Zündschnur von der Mitte des Decks nach der Kanone hinüber und zündete das eine Ende derselben an.

Eine Weile stand er und sah zu, wie die glühende Flamme langsam, aber mit unfehlbarer Sicherheit, einem Seiltänzer gleich, die Zündschnur entlang hüpfte.

Er lächelte. In diesem Augenblick glich er wahrhaftig dem leibhaftigen Teufel, mit dem dieses menschliche Ungeheuer im Bunde zu stehen schien.

„In einer Stunde geht das Ding los, Miß Copper. Ich denke, dann wird Ihnen für alle Ewigkeit die Lust vergehen, dem allmächtigen Sherlock Holmes Pagendienste zu leisten, der um diese Stunde bereits wie eine Maus ersoffen ist."

Von dem rohen Gelächter seiner chinesischen Kumpane begleitet, stieg Tom Flax die Schiffstreppe hinab.

Die Kulis hatten Sherlock Holmes, der sich nicht regen konnte, zwischen Fässern niedergelegt.

Der Boden des Schiffes war an verschiedenen Stellen angebohrt worden. Schon sah er, wie sich kleinere und größere Pfützen von Wasser um ihn ansammelten.

„Schafft reinen Tisch dort oben," befahl Flax, nachdem er sich überzeugt hatte, daß das Wasser allmählich in den Schiffsraum eindrang. Die Kulis eilten nach oben und warfen alle Leichname, welche umherlagen, in den Schiffsraum hinab. Links und rechts von Sherlock Holmes flogen die Körper der Unglücklichen, welche unter den mörderischen Dolchen und Kugeln der Verräter geendet hatten, auf die Planken. Ueberall erblickte er Tote. Dazwischen befand sich dann und wann ein Schwerverletzter, der nach der letzten Labsal, nach Wasser lechzte oder in fürchterlichen Phantasien irre redete. Nachdem die Kulis ihr Werk beendet hatten, ging Tom Flax nach der Schiffstreppe zurück.

„Lebt wohl, Mr. Holmes," sagte er in pathetischem Tone, „ich habe Ihnen vorausgesagt, daß Ihr Ende so gewiß und sicher ist, wie eine mathematische Berechnung, falls Sie den Mut finden sollten, mir noch weiter zu folgen! Ihr Schicksal hat Sie erreicht. Sie werden mich nicht in drei Monaten aufspießen, sondern dort unten zwischen Toten und Sterbenden elend ersaufen wie eine Katze, die man gefesselt ins Wasser geworfen hat."

Er stieß wieder jenes abscheuliche, höllische Gelächter aus, das alle Nerven in Sherlock Holmes in Schwingung versetzte und das Blut noch rascher durch seine Adern trieb.

„Sie werden mir diesen Streich bezahlen, Flax. Ich glaube nicht an den Sieg, den Sie mich fühlen lassen wollen. Ich werde Sie vernichten.

Die Schandsäule deiner Verbrechen reicht schon bis zum Throne des höchsten Richters!"

„Deine Schwachheit aber zwingt selbst den Teufel zum Lachen," rief Tom Flax wütend und verließ den Schiffsraum.

Nun wurde es still. Nur von Zeit zu Zeit unterbrach ein angstvoller, gellender Aufschrei die schauerliche Einsamkeit, in der Sherlock Holmes gefangen war. Er kannte die Stimme. Es war die Miß Coppers, die sich in einer ungeheuerlichen Gefahr befinden mußte.

Vergeblich wand sich der Weltdetektiv in seinen Fesseln. Die Stricke waren fest und gaben nicht nach. Es war keine Möglichkeit vorhanden, aus diesem Kerker zu entkommen, wenn nicht von außen Hilfe nahte.

Plötzlich hörte er wieder die Stimme des Professors in allernächster Nähe. Eine dumpfe, zornige Stimme antwortete in einer Sprache, die Sherlock Holmes nicht verstehen konnte, vielleicht, weil sie durch die Entfernung unverständlich geworden war.

Wieder sprach Flax:

„Du willst nichts sagen, gelber Affe? O, ich lasse dich über einen Rost legen und Feuer darunter anzünden, daß du lebendig brätst. Soll ich dich an den Beinen aufhängen lassen, gelber Hund? Das Geheimnis, wie heißt es? Wie ist die Formel? Gib Antwort, sage ich dir, wir haben keine Zeit zu verlieren!"

Sherlock Holmes horchte gespannt.

Eine kleine Pause trat ein. Dann antwortete wieder jene düstere Stimme etwas.

Ein Wutschrei des Verbrechers drang an das Ohr des Weltdetektivs. Er hörte ein klatschendes Geräusch, als wenn eine Peitsche auf einen nackten Körper niederfiele.

„Antworte!" schrie Flax mit einer Hast, die Sherlock Holmes auffiel. „Wie heißt die Formel? Nenne das Geheimnis, wenn ich dir nicht das Herz aus dem lebendigen Leibe schneiden soll."

Wieder folgte tiefe Stille, dann hörte man einen Schrei, der aus der Brust eines Mannes gekommen war, der unter einer fürchterlichen Marter zusammenzubrechen schien. Das Hohngelächter des Verbrechers begleitete ein dumpfer Fall.

Man hörte Aechzen und Stöhnen.

„Nun, was ist's? Wie lautet die Formel?"

Wieder wurde es still. Dann ertönte abermals ein Wutschrei des Verbrechers und der Befehl:

„Bindet ihn, daß sich die Arme ihm aus den Gelenken drehen! Fort mit ihm!"

Was sollte das bedeuten? Welches Geheimnis wollte Flax hier von einem Unglücklichen erpressen? Welche schauerliche Martern hatte er mit dem Manne vorgenommen?

Sherlock Holmes hatte nicht lange Zeit, sich mit einem fremden Schicksal zu beschäftigen. Sein eigenes nahm ihn voll und ganz in Anspruch.

Ein gurgelndes Geräusch ließ ihn sich umsehen. Es war ihm gelungen, sich aufrecht in den Schiffsraum zu stellen, indem er sich langsam an der Wand emporgearbeitet hatte. Doch auch so mußte er gebückt stehen, denn der Raum war außergewöhnlich niedrig. Die Decke drückte auf ihn. Die verpestete Luft raubte ihm den Atem. Um ihn her wogte und plätscherte es und stieg mit ungeheuerlicher Schnelligkeit höher und höher.

Es war das Meer, das von allen Seiten in den Schiffsraum eindrang.

Von der offenen Falltür her, durch die die Schiffstreppe führte, fiel das Tageslicht. Ein schauerlicher, entsetzlicher Anblick, fürchterlicher noch als der in dem Mannschaftsraume, bot sich dem Detektiv. Die rauschenden Wasser hatten die Leichname der Matrosen, die die Kulis herabgeworfen hatten, in die Höhe gehoben und trieben sie nun umher, auf und ab in unheimlichen Bewegungen. Wohin der Blick des Weltdetektivs fiel, überall war es ein anderes, grauenvolles Bild, das ihm vor die Augen trat. Dort streckte sich eine geballte Faust gleichsam drohend aus der Wasserfläche. Hier wieder reckten sich dem Weltdetektiv ein paar erstarrte Finger entgegen, als wollten sie ihn erfassen und unter das Wasser ziehen; gläserne Augen glotzten ihn an; Lippen, die sich im letzten Todesschrei weit geöffnet hatten, eingefallene Wangen, zertrümmerte Schädeldecken beleuchtete das Tageslicht.

Wohl war Holmes ausgezeichnet durch die hervorragendsten Geisteskräfte, durch ungeheuerliche Verstandesschärfe, durch übermenschlichen Mut und ungeheure Kräfte; aber die Bilder dieser Toten und Verwundeten hier hatten für einen Augenblick seine Kräfte lahm gelegt. In plötzlichem Entschluß aber dehnten und reckten sich jetzt seine Sehnen und Muskeln. Er hatte einen Säbel erblickt, den einer der Toten in der krampfhaft geballten Rechten festhielt. Ein rettender Gedanke durchzuckte das gemarterte Hirn des Weltdetektivs. Er watete unter großer Anstrengung durch das Wasser, das höher und höher stieg und nur noch einige Zentimeter von seinem Gesicht entfernt war.

Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es ihm endlich, mit den gefesselten Händen den treibenden Leichnam festzuhalten. Indem er die Fäuste über die Waffe hielt, die fest in der erstarrten Faust des Toten ruhte, machte er einige sägende Bewegungen über der Schneide des Säbels.

Ehe eine Minute um war, fielen die Fesseln von seinen Händen.

Mit einem freudigen Aufblitzen in den Augen entwand Sherlock Holmes dem Toten die Waffe und schnitt damit unter dem Wasser die Fesseln durch, die seine Beine hielten.

Dann arbeitete er sich durch die brausende Flut, die jetzt bis zur Decke reichte und über dem gebeugten Kopf des Weltdetektivs zusammenschlug, bis zur Schiffstreppe durch.

Halb erstarrt erreichte er die rettende Falltür und kletterte empor.

Das helle Tageslicht umflutete ihn. Und wieder drang ein gellender, furchtbarer Schrei an sein Ohr.

Er fühlte, wie das Schiff langsam sank. Der Schrei war von der Kommandobrücke gekommen. Da tauchten die Umrisse der Kanone vor ihm auf. Er sah die furchtbare Lage von Miß Copper, sah sie vor die Kanone gebunden, sein Blick glitt den Lauf entlang, die kleine Flamme auf der Zündschnur hüpfte eben durch das Loch, in welches gewöhnlich die brennende Lunte gesteckt wurde, und verschwand im Rohr.

Sherlock Holmes war zu spät gekommen. Die Flamme hatte das Pulver erreicht. Im nächsten Augenblick, in der nächsten Sekunde, schneller als ein Mensch zu denken vermag, mußte eine schreckliche Explosion erfolgen, mußte durch einen gräßlichen Schuß Miß Copper in Stücke gerissen werden.

Doch nur einen Moment, so lange, wie ein Gedanke währt, hatte Sherlock Holmes gezaudert. Dann war er auf die Kanone losgestürzt, unbekümmert, daß der Schuß ihn selbst in Stücke reißen würde —.

Der fürchterliche Plan des Verbrechers mißlang. Die Kulis hatten, als sie die Kanone luden, nicht beachtet, daß das Pulver durchnäßt war. So war die Flamme in dem Augenblick, als sie an dem Ende der Zündschnur angelangt war, erloschen, statt daß sie das Pulver zur Explosion gebracht hätte.

Dieser glückliche Zufall rettete Miß Copper und den großen Detektiv.

In fieberhafter Eile schnitt Sherlock Holmes Miß Copper los und trug sie zu dem Rettungsboot, das noch als letztes auf dem Schiff vorhanden war.

Kein Mensch ließ sich sehen. Vom Bord des „Sniveller" aus beobachtete indessen der Kapitän eine Schaluppe, die von dem chinesischen Dampfer abgestoßen war und mit gehißtem Segel einer der kleinen Inseln zusteuerte.

Auf dem sinkenden Schiff aber lockerte Sherlock Holmes das Boot. Der Dampfer war bereits bis zur Hälfte unter Wasser und sank nun mit unheimlicher Geschwindigkeit. Kaum eine Minute hatte der Weltdetektiv noch Zeit, ins Boot zu springen und Miß Copper nach sich zu ziehen, dann sank der chinesische Dampfer auf den Grund des Meeres. Ein furchtbarer Strudel erhob sich und drehte das Boot blitzschnell um sich selbst. Wellen schlugen auf und warfen das kleine Fahrzeug zurück. Vergeblich kämpfte Sherlock Holmes gegen den Anprall des Strudels; vergebens versuchte er, dem Boot eine bestimmte Richtung zu geben. Als er es endlich mit unsagbarer Anstrengung so weit gebracht hatte, daß die gefährliche Gewalt der Strömung hinter ihm lag, da bemerkte er mit Entsetzen, daß das kleine Boot ein Leck hatte.

Drei Minuten später war es gekentert.

Miß Copper war durch die fürchterliche Todesangst und die schreckliche Lage, in der sie festgebunden war, halb ohnmächtig. Sie war nicht imstande, den Kampf mit dem Meere aufzunehmen. Sherlock Holmes hatte, noch ehe die Katastrophe eingetreten war, den Rock abgeworfen. Während er mit der Linken Miß Copper über Wasser hielt, ruderte er mit der Rechten in kräftigen Stößen dem „Sniveller" entgegen.

Inzwischen hatte man von dort aus die beiden Schiffbrüchigen bemerkt. Ein Boot wurde ausgesetzt, und wenige Minuten nach dem Untergang des „Fliegenden Holländers" befand sich Sherlock Holmes wieder an Bord seines Schiffes.

---

2. Kapitel.

Der Kampf mit den Riffpiraten.

Kaum hatte Sherlock Holmes das Kommando des „Sniveller" wieder übernommen, als die Matrosen vor ihm erschienen und ihn wegen ihres schmählichen Verhaltens um Verzeihung baten. Sie hatten jetzt eingesehen, daß es nicht der „Fliegende Holländer" war, vor dem sie geflohen waren. Denn sonst hätte Sherlock Holmes, der doch auch nur ein Mensch war wie sie selbst, dieser schrecklichen Gewalt nicht erfolgreich Trotz bieten können.

Sherlock Holmes würdigte sie keines Blickes. Er wies mit der Hand nach jener Richtung, wo das Boot verschwunden war, auf dem sich der flüchtige Verbrecher, Tom Flax, befand.

„Ein Kampf auf Leben und Tod steht uns bevor. Der Verbrecher darf uns nicht entkommen und wenn wir ihm bis in die Wildnis der philippinischen Insel folgen müßten. Er muß zur Strecke gebracht werden. Setzt eure Worte in die Tat um, beweist, daß ihr Engländer seid in dem Kampfe, der uns bevorsteht."

Diese wenigen Worte, in dem markigen Ton, der Sherlock Holmes eigen war, gesprochen, übten eine zündende Wirkung auf die Mannschaft aus.

Der „Sniveller" war mit Volldampf einer kleinen Insel zugefahren, die auf halbem Wege zwischen der Palauan-Insel und Borneo lag.

„Wir können nicht weiter," sagte der Kapitän. „Der Eingang zu der Lagune ist versperrt. Der ‚Sniveller' würde unbedingt auf Korallenriffe geraten."

„Dort ist das Boot verschwunden," sagte Sherlock Holmes, indem er mehr zu sich selbst als zu dem Kapitän und Harry sprach, die neben ihm standen: „Vorwärts, wir bemannen ein Boot und setzen die Jagd in einer Schaluppe fort."

Der Kapitän machte ein bedenkliches Gesicht.

„Wir können das Boot höchstens mit fünf Matrosen bemannen, Mr. Holmes. Das macht mit Ihnen und Mr. Taxon sieben Mann. Flax hat in der Schaluppe wenigstens ein Dutzend bei sich. Im übrigen ist die Gegend hier berüchtigt, denn es wimmelt von malayischen Piraten, die kleinere Schiffe überfallen. Ich fürchte sehr, daß Flax sich mit diesen Piraten verbündet hat."

„Und wenn das wirklich der Fall ist?" entgegnete Sherlock Holmes finster. „Was tuts? Glauben Sie, Kapitän, daß sieben englische Männer nicht hinreichen, um ein paar Dutzend malayische Spitzbuben zusammenzuhauen?"

Diese Frage war an den Kapitän gerichtet. Sherlock Holmes sah aber nicht ihn, sondern die Matrosen an, die in Erwartung der kommenden Ereignisse umherstanden.

Ein Beifallsgeschrei erhob sich unter den Männern, die danach dürsteten, die Schmach, mit der sie sich bedeckt hatten, wieder abzuwaschen. Jeder von ihnen wollte mit Sherlock Holmes die abenteuerliche Fahrt in der Schaluppe mitmachen. Sherlock Holmes wählte fünf von ihnen aus, die er für die tüchtigsten und entschlossensten Männer der Besatzung hielt.

Das Boot wurde ins Meer gelassen und mit Proviant und Wasser versorgt.

Von den besten Segenswünschen des Kapitäns begleitet, schwangen sich die Männer, bis an die Zähne bewaffnet, in die Schaluppe. Dann folgte Sherlock Holmes und Harry.

Im letzten Augenblick erschien Miß Copper an der Reeling des Vorderdecks. Sie hatte in ihrer Kabine gelegen, um sich von den überstandenen Leiden zu erholen.

„Mr. Holmes," rief sie hinab, „haben Sie mir nicht versprochen, daß ich Freud und Leid mit Ihnen teilen dürfe? Wollen Sie mich von dem Entscheidungskampf gegen Tom Flax ausschließen?"

Der Weltdetektiv lächelte. Die kühne Entschlossenheit und die Hartnäckigkeit, die Miß Copper auszeichneten, gefielen ihm. Er sah sich forschend in dem Boote um, wo jeder bereits seinen Platz eingenommen hatte.

„Es ist noch Raum für die Lady," sagte einer der Männer, indem er beiseite rückte.

Doch sie ließ ihn nicht ausreden. Mit einem fröhlichen Lachen hatte sie sich über die Reeling des Schiffes geschwungen und war graziös in die Schaluppe hinabgesprungen.

Im nächsten Augenblick stieß diese ab.

Nach einer Fahrt von etwa zwei Stunden durch Klippen und Riffe, zwischen überhängenden Felsen hindurch, an prachtvollen Grotten vorbei und erloschenen Vulkanen vorüber, war das Boot in einen Fluß eingelaufen, der die kleine Insel in der Mitte durchschnitt.

Keine Spur von Tom Flax und seinen Begleitern war bis jetzt gefunden worden. Doch Sherlock Holmes vermutete, daß auch der Verbrecher sich die günstige Gelegenheit, auf dem Wasserwege in die Insel einzudringen, um sich dort zu verbergen, nicht hatte entgehen lassen. Zu beiden Seiten des Ufers wuchsen riesige Farnkräuter empor und warfen ihre Schatten auf das Wasser. Himmelhohe Bäume wölbten ihre Kronen zu einem mächtigen Baumdach, so daß die Männer, deren Blicke voll Erstaunen und Bewunderung an den Schönheiten der tropischen Pflanzenwelt hingen, wenigstens vor den glühenden Sonnenstrahlen geschützt waren.

Die Expedition war unter Führung Sherlock Holmes' einen Tag lang gerudert und bis tief in die Insel eingedrungen, ohne von dem Flüchtling eine Spur gefunden zu haben.

Die Dämmerung sank hernieder, und ihr folgte rasch die Nacht, jene sternenübersäte, opalblaue Tropennacht, die nach der glühenden Hitze des Tages eine fast nördliche Kälte mit sich bringt. Die Matrosen hatten das Boot verankert. Sherlock Holmes hatte beschlossen, noch in der Nacht einen Streifzug in das Innere der Insel anzutreten. Harry war durch das seichte Wasser des Flusses gewatet und zu einer Quelle vorgedrungen, um das Boot vorher noch mit Wasser zu versorgen, das die Männer, welche den Rückweg zu Land antreten wollten, begleiten sollte.

Plötzlich hörte Sherlock Holmes einen Schuß. Drei-, viermal wiederholte sich der Knall. Schon wollte er dem Land zueilen, als plötzlich Harry wie ein flüchtiges Reh sich durch das Gebüsch arbeitete und durch das Wasser hindurch dem Boot zueilte.

Hinter ihm her jagte ein Dutzend brauner Gestalten in allen möglichen, phantastischen Kleidungen mit geschwungenen Säbeln und Flinten, die sie während des Laufens auf Harry abschossen.

Jetzt, als sie des Bootes ansichtig wurden, stutzten sie. Die Matrosen und Sherlock Holmes hatten augenblicklich die Flinten an die Wangen gerissen und das Feuer erwidert. Inzwischen hatte Harry das Boot erreicht.

„Ich bin auf ein Lager von wenigstens ein paar Dutzend Piraten gestoßen," berichtete er atemlos. „Flax befindet sich unter ihnen."

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als von allen Seiten gellende Pfiffe ertönten. Harry hatte die Zahl der Piraten nicht unterschätzt. Es waren mindestens dreißig bis vierzig, eine bunt zusammengewürfelte Schar. Auf ihren Gesichtern malte sich die ganze barbarische Wildheit der Malayen. Zwischen ihnen ragte die hohe Gestalt eines Weißen hervor.

Es war Flax.

Sherlock Holmes riß den Revolver hervor und zielte auf diesen einen, doch er kam nicht dazu, ihn aufs Korn zu nehmen. Im Augenblick war das Boot der Engländer auf allen Seiten von den Piraten umstellt, die in das Wasser gesprungen waren und nun mit Dolchen, Säbeln und Büchsen auf die kleine, todesmutige Schar eindrangen.

Ein Kampf entspann sich auf Leben und Tod.

Mehr als einmal schon hätte Tom Flax Gelegenheit gehabt, durch einen guten Schuß Sherlock Holmes mitten im Kampfe zu töten. Doch er konnte sich nicht enträtseln, wie dieser Mann aus dem chinesischen Schiff hatte entkommen können. Er wollte ihn unbedingt lebend in seine Gewalt bekommen und war seiner Sache so sicher, daß er sich damit begnügte, die malayischen Piraten, die er durch große Geldgeschenke für seine Dienste gewonnen hatte, zu immer neuem Angriff auf die entschlossene kleine Schar anzufeuern.

Trotz des heldenhaften Widerstandes, den diese den Piraten entgegensetzte, trotz des Schreckens, der Sherlock Holmes verbreitete, dessen Säbel unausgesetzt durch die Luft pfiff, wäre das Schicksal der acht Menschen

wohl entschieden gewesen, wäre nicht neben ihnen ein Bundesgenosse aufgetaucht, an den weder die Piraten, noch Sherlock Holmes gedacht hatten.

Schon waren zwei der Matrosen gefallen. Fast die ganze Besatzung des Bootes samt Sherlock Holmes, Harry und Miß Copper waren verwundet. Schon stieß Tom Flax ein Siegesgeheul aus, da gellten plötzlich wilde, verzweifelte Schreie durch die Nacht.

Fünf, sechs, zwölf Piraten verschwanden auf einmal. Das Todesgeschrei erstarb in einem Gurgeln. Das Wasser schloß sich über ihnen. Die übrigen Schurken ergriffen schreiend und heulend die Flucht und verschwanden in den Büschen.

Plötzlich tauchten auf allen Seiten neben dem Boote die scheußlichen Köpfe riesiger Alligatoren auf. Eine Herde von Krokodilen war den Fluß herabgeschwommen und hatte unter den Piraten ein schreckliches Blutbad angerichtet.

Sherlock Holmes begriff, daß er keinen zweiten Angriff wagen durfte. Er mußte sich zu dem „Sniveller" wieder durchkämpfen und mit neuen Kräften versuchen, die Verfolgung des Verbrechers fortzusetzen.

Ehe die Piraten sich hatten sammeln können, hatte Sherlock Holmes den Anker hochgezogen. Er selbst, Harry und Miß Copper, sowie die drei überlebenden Matrosen legten sich in die Riemen und unterstützten das Boot, das pfeilschnell dem Lauf des Stromes nach dahinflog.

Ein paar Schüsse knallten noch hinter ihnen her, doch dann waren sie aus dem Bereich der Piraten. — —

Sherlock Holmes war kaum an Bord des „Sniveller", da gab er Befehl, daß die ganze Mannschaft auf dem Rettungsboote nach der Insel übersetzen sollte. Er war entschlossen, mit den Matrosen einen Streifzug in das Innere der Insel zu unternehmen und die Seeräuberbande zu vernichten. Doch der Weltdetektiv hatte die Stärke der Räuber unterschätzt. An dem Morgen, an welchem das Unternehmen beginnen sollte, als alle Vorbereitungen an Bord des „Sniveller" getroffen wurden, meldete der Mann im Ausguck:

„Schiff voraus!" Im nächsten Moment wiederholte er den Ruf noch zwei-, dreimal.

In der Tat sah man die riesigen Segel von vier malayischen Dschunken am Horizont auftauchen.

Der Kapitän nahm das Fernrohr vom Gesicht und sagte:

„Wissen Sie, was das bedeutet, Mr. Holmes?"

Sherlock Holmes sah immer noch unverwandt durch das Glas.

„Wir werden angegriffen, Kapitän."

„Well, das bedeutet, daß nicht weniger als fünf Schiffe in der Größe des „Sniveller" von vier Seiten auf uns zusegeln. Wenn das ein gutes Ende nimmt, so will ich Hans heißen."

„Halten Sie das Wasser zum Umtaufen gleich bereit, Kapitän," sagte Sherlock Holmes lachend. „Sie werden sich doch nicht von einer Hand voll malayischer Spitzbuben Angst einjagen lassen!"

„Sie rechnen mit europäischen Verhältnissen, Mr. Holmes. Allen Respekt vor Ihren Fähigkeiten und Kenntnissen auf dem Land, doch die Gefahr, die einem Schiffe wie dem „Sniveller" droht, wenn es von fünf Fahrzeugen auf einmal angegriffen wird, unterschätzen Sie, Mr. Holmes. Glauben Sie, es wäre das erste Schiff, das den Piraten in dieser Gegend zum Opfer fiele?"

„Es wird aber das erste Schiff sein, das den Kampf gegen die malayischen Halunken siegreich besteht," entgegnete Sherlock Holmes ruhig und gab seine Befehle. In diesem Augenblick schien die Mannschaft mehr Zutrauen zu ihm zu haben als zu dem Kapitän. Jeder eilte auf seinen Posten, Gewehre wurden an Deck geschafft, alle verfügbaren Waffen in Bereitschaft gelegt.

„Wir wollen uns langsam zurückziehen, Kapitän," sagte Sherlock Holmes, „damit wir doch während des Kampfes wenigstens die offene Fläche des Gelben Meeres erreichen. Hier sind wir zwischen Inseln eingeklemmt und können mit dem „Sniveller" nicht recht manövrieren. Von der Bewegungsfähigkeit der Yacht hängt aber sehr viel ab."

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Mr. Holmes," entgegnete der Kapitän.

Inzwischen waren die Dschunken so nahe herangekommen, daß die Gegner sich gegenseitig auf Deck erkennen konnten. Eines der Piratenschiffe führte eine Kanone mit sich an Bord und eröffnete den Kampf, indem es einen Schuß auf den „Sniveller" abgab. Die Kugel flog über das Schiff hinweg, riß ein Stück Rahe herunter, richtete aber im übrigen keinen Schaden an.

Ein Hohngelächter der Engländer war die Antwort. Während der „Sniveller" langsam dem offenen Meere zusteuerte, entspann sich ein Kampf, der wohl einzig in seiner Art dasteht. Von allen Seiten wurde ein heftiges Gewehrfeuer unterhalten. Die Dschunken schlossen sich enger zusammen, und zwei von ihnen verlegten dem „Sniveller" den Weg. Doch mit einer graziösen Bewegung, welche die schwerfälligen, plumpen Fahrzeuge der Piraten nicht nachmachen konnten, wich der „Sniveller" ihnen aus und glitt an ihnen vorbei in den Ozean hinaus, während das größte der Piratenschiffe ihm einen Kanonenschuß nachsandte.

Diesmal waren die Piraten glücklicher gewesen. Die Kugel schlug in das Backbord ein und riß ein klaffendes Leck in die elegante Yacht, die für Seeräuberkämpfe nicht eingerichtet war.

Selbst Sherlock Holmes machte ein bedenkliches Gesicht, als er den Schaden sah. Durch die sich bald

einstellende Schlagseite war die Bewegungsfähigkeit der Yacht gehemmt, das Wasser drang rauschend ein. Die Hälfte der Mannschaft mußte an die Pumpen kommandiert werden, um das Sinken des Schiffes zu verhindern.

Inzwischen war das größte der Piratenschiffe nahe gekommen.

„Es kommt jetzt zum letzten Kampf, Mr. Holmes," sagte der Kapitän finster. „Wir können wohl unsere Haut teuer verkaufen, aber retten können wir uns nicht mehr."

Sherlock Holmes entgegnete nichts. Seine scharfe Kommandostimme schallte über Deck. Wo immer einer ein Versteck fand, da warf er sich nieder. Hinter aufgestapelten Tauen, hinter Fässern und hinter der Schiffsverkleidung lagen die Engländer, die Gewehre im Anschlag und erwarteten lautlos das Herannahen des Schiffes.

Jetzt kommandierte Sherlock Holmes:

„Feuer!"

Die Wirkung der Salve machte sich durch das wütende Geheul der Malayen bemerkbar genug. Doch das größte Piratenschiff ließ sich nicht mehr aufhalten.

Plötzlich flogen zwei Enterhaken auf den „Sniveller" herüber. Es gab ein Krachen und Splittern. Die größte Dschunke war längsseits an den „Sniveller" gegangen. Wie ein Schwarm von Ameisen, so ergoß sich der Strom der halbnackten, pulvergeschwärzten Piraten, die aussahen wie wilde Teufel, an Bord der Yacht.

Nun entspann sich ein Kampf Mann gegen Mann. In der Hitze des Gefechtes hatten weder die Leute auf dem „Sniveller" noch die auf dem Piratenschiff das Herannahen eines mächtigen Schiffes bemerkt, das mit qualmenden Schloten dem Schauplatz des Kampfes entgegeneilte.

Während auf dem „Sniveller" der Kampf auf Leben und Tod ausgefochten wurde, dröhnten Kanonenschüsse in das Geschrei der Kämpfenden. Die Piraten stutzten — eine der Dschunken sank samt der Mannschaft, eine zweite folgte, die dritte hatte inzwischen alle Segel gesetzt und war davongefahren, die vierte mußte sich ergeben. Ein paar Boote, vollbesetzt mit Bewaffneten, legte an den „Sniveller" an. Die Engländer hatten sofort begriffen, daß ein Kriegsschiff ihnen zu Hilfe eilte. Mit neuem Mut und Zuversicht drangen sie auf die Piraten ein, während diese Hals über Kopf ihr Heil in der Flucht suchten.

In fünf Minuten war das Deck des „Sniveller" gesäubert.

Ein japanischer Offizier trat an der Spitze von einer Kompagnie japanischer Marinesoldaten dem Weltdetektiv entgegen und reichte ihm die Hand.

„Das war Hilfe in der Not, Sir!"

Sherlock Holmes nickte, während ein Lächeln seine Lippen umspielte, in dem sich Kampfesmut, Freude über den errungenen Sieg, Kühnheit und Mannesstolz spiegelte. Von seiner Stirne troff Blut. Auch Harry war verwundet.

„Der Kommandeur des ‚Nischo' — so hieß das japanische Schiff — „läßt Sie bitten, ihm einen Besuch abzustatten," fuhr der japanische Offizier fort. „Was darf ich melden?"

„In einer halben Stunde komme ich hinüber," entgegnete Sherlock Holmes.

Nachdem er seine Wunde notdürftig verbunden hatte, ließ er sich mit Harry nach dem japanischen Kreuzer hinüberrudern.

Der japanische Kommandeur empfing ihn mit Worten des aufrichtigsten Lobes und der Anerkennung, die ihm dieser kühne Kampf abgenötigt hatte.

Als er den Namen des Weltdetektivs vernahm, da kannte sein Enthusiasmus gar keine Grenzen mehr.

„Welch glücklicher Zufall," rief er, „der uns gerade zu Ihrer Rettung herbeigeführt hat, Mr. Holmes! Ihre Wünsche vereinigen sich mit den meinen. Der Mikado wird Ihnen den größten Dank wissen, wenn Sie ihm Ihre Dienste leihen."

„Ich habe zunächst nur ein Ziel: Die Vernichtung der Riffpiraten," sagte der Weltdetektiv. „Ihr Anführer muß in meinen Händen sein, ehe ich daran denken kann, ein anderes Ziel zu verfolgen."

„Ich denke, wir sind auf ein und demselben Wege," entgegnete der Offizier und wandte sich zu seiner Umgebung. Auf seinen Wink trat ein untersetzter Offizier von kraftvollem Körperbau vor, dessen energisch geschnittenes Gesicht sofort die Sympathie des Weltdetektivs gewann.

„Hier stelle ich Ihnen den Marquis Ito vor, einen Nachkommen des berühmten japanischen Staatsmannes. Er wurde von der Regierung ausgesandt, um den Hauptmann Fuschino zu suchen. Er hat sich an Bord eines chinesischen Dampfers befunden, auf dem, nach den Meldungen, die wir erhielten, eine Revolte ausgebrochen sein soll. Seitdem ist er verschwunden."

Sherlock Holmes dachte nach. Im Augenblick erinnerte er sich an die Szene auf dem Dampfer, an die Folterung des Mannes, den Tom Flax mit „gelber Hund" und ähnlichen Ausdrücken tituliert hatte.

„Der, welcher die Empörung auf dem chinesischen Dampfer angezettelt hat, ist derselbe, den ich suche," sagte der Weltdetektiv. „Ein Mann wurde von ihm gefoltert, damit er ein Geheimnis enthüllen sollte."

Augenblicklich fielen der Kommandore und der Marquis Ito dem Detektiv in die Rede:

„Ah — und hat er es preisgegeben? Haben Sie etwas gehört?"

Sherlock Holmes schüttelte den Kopf.

„Er war es, er ist es gewesen!" sagten die beiden Männer.

Der Seemann wandte sich an Sherlock Holmes.

„Sie werden über unsere Aufregung erstaunt sein, Mr. Holmes. Doch Sie werden die Wichtigkeit unserer Mission sofort begreifen, wenn ich Ihnen mitteile, daß der Hauptmann Fuschino eine der wichtigsten Entdeckungen des zwanzigsten Jahrhunderts nach Tokio hat überbringen sollen. Es ist die Erfindung eines Pulvers, dessen Explosionskraft alles übertrifft, was bisher dagewesen ist. Die japanische Regierung hat die Erfindung durch Vermittlung des Hauptmanns Fuschino einem chinesischen Ingenieur abgekauft. Fuschino hatte das Geheimnis der Erfindung bei sich.

„Dann mag das Schicksal des unglücklichen Hauptmanns schrecklich genug gewesen sein," entgegnete Sherlock Holmes düster. „Machen Sie sich mit dem Gedanken vertraut, meine Herren, daß die Erfindung sich jetzt im Besitz Tom Flax, des größten Verbrechers der Welt befindet."

„So werden wir diesen Tom Flax suchen und nicht eher ruhen, als bis er in unseren Händen ist," entgegnete der Admiral heftig.

Sherlock Holmes nickte.

„Schließen Sie sich mir an, Herr Kommandeur, wir haben in der Tat die gleichen Ziele."

Einige Kompagnien japanischer Marinesoldaten durchsuchten die Insel, die den Unterschlupf der malayischen Riffpiraten bildeten. Nach einem heftigen Kampfe wurden diese vollständig vernichtet. Die Sieger fanden auch die Leiche des japanischen Hauptmanns. Tom Flax hatte ihm die Nase und die Ohren wegschneiden lassen. Sein Körper war schrecklich zugerichtet von den Foltern, denen man ihn unterworfen hatte.

Tom Flax aber war zur rechten Zeit geflüchtet. Nach langen Nachforschungen erfuhr Sherlock Holmes, daß sich der Elende nach Indien gewandt hatte. Er war, ehe der Kampf begonnen hatte, auf einem der Seeräuberschiffe nach dem Kontinent hinübergesegelt.

Nach einer kurzen Beratung, die Sherlock Holmes mit dem Kommandeur des japanischen Kriegsschiffes hatte, nahm dieser von ihm Abschied. Während Harry von dem Weltdetektiv den Auftrag erhielt, mit dem „Sniveller", dessen Schaden inzwischen ausgebessert worden war, durch das südchinesische Meer zu kreuzen, dann die Malagastraße zu durchfahren und vor Kalkutta vor Anker zu gehen, um die weiteren Befehle Sherlock Holmes abzuwarten, fuhr dieser selbst nach Tonking hinüber. Das französische Gouvernement stattete ihn bereitwillig mit Pferden aus.

In der Tat war Tom Flax durch das französische Gebiet gekommen und hatte seine Flucht nach Vorderindien fortgesetzt.

Hinter ihm her eilte Sherlock Holmes in Begleitung von Miß Copper, die sich nicht hatte abhalten lassen, in persönlicher Begleitung des Weltdetektivs zu bleiben. Ein neuer Bundesgenosse hatte sich ihnen angeschlossen. Das war der Marquis Ito, der im Auftrag der japanischen Regierung den Dieb der Geheimnisse der neuen Erfindung einfangen sollte.

3. Kapitel.

Die Schrecken von Lahore.

In der Hauptstadt des sagenreichen Pandschab, einer indischen Provinz, die sich von dem Ufer des reißenden und mächtigen Damanflusses bis zu den Ausläufern des gigantischen Himalaja erstreckt, herrschte große Aufregung. Die Nachrichten aus den nächstgelegenen Provinzen lauteten für die Engländer immer beunruhigender. Verschiedentlich waren schon kleine Aufstände versucht, aber stets von der englisch-indischen Garnison mit eiserner Strenge niedergeworfen worden. Nun aber schien die Empörung, die von den Thugs, der gefürchtetsten fanatischsten indischen Sekte, geleitet wurde, immer größere Ausdehnungen anzunehmen.

So kam es, daß in Lahôre große Truppenmassen zusammengezogen wurden. Draußen, in Fatehpur-Sikri, einem Felde, das mit Ruinen und stolzen Palästen übersät war, hatte ein Regiment sein Zeltlager aufgeschlagen. In dem uralten Palaste Hasaribagh, dessen Gänge aus gleißendem Golde bestehen, in dessen marmornen Terrassen die Schatten einer geheimnisvollen Vergangenheit brüten, dinierten die Offiziere.

Es war großer Paradetag gewesen. Der Vizekönig von Indien hatte seine Residenz in Bombay verlassen, um die nördliche Garnison, die zunächst am wichtigsten erschien, selbst zu inspizieren. In seiner Begleitung war eine englische Prinzessin, die sich auf einer Weltreise befand und mit zahlreichem Gefolge in Lahôre ebenfalls ihren Besuch abgestattet hatte.

Es war natürlich, daß die englische Garnison allen Prunk aufgewandt hatte, um die beiden Gäste, vornehmlich aber die Prinzessin, würdig zu bewirten. Auch der Radjah von Nepal, eines der letzten unabhängigen Reiche am Fuße des Himalaja, war als Gast der Engländer in Lahôre erschienen.

Er sowohl wie der Vizekönig wohnten dem Gastmahle bei. Als die Toaste ihren Höhepunkt erreicht hatten, verließ der Radjah Dalip Singh Amur den Palast. Die Dämmerung lag über Lahôre. Die Sonne vergoldete noch einmal, ehe sie schied, die Kuppeln der Moscheen, warf glühende Strahlen in die zertrümmerten Paläste und Hallen und glitt purpurn durch das „Haus der Freuden".

Nichts auf Erden ist herrlicher als der Garten Schalimar, „das Haus der Freuden", welches von dem Schah Dschahan erbaut wurde, um späteren Generationen ein monumentales Denkmal der Schönheit und des Glanzes indischer Kultur zu hinterlassen.

Das Auge vermag nicht die Reihe schimmernder Gärten zu fassen, die in drei Terrassen langsam aufsteigen, während die reiche Blütenpracht des tropischen Indien verschwenderisch über die Wege gestreut ist.

Dalip Singh Amur ging mit langsamen Schritten die marmornen Treppen empor, die auf die zweite Terrasse führten. Die großblätterigen Palmen neigten sich bis zu ihm herab. Ein Oleanderschwärmer flog von Blüte zu Blüte.

Der indische Fürst schien keinen Blick für die Schönheiten der Natur zu haben. Eine Falte grub sich zwischen den stolz geschwungenen Brauen in die Stirne, die aufgeworfenen Lippen waren fest zusammengepreßt, die schwarzen Augen sahen lauernd in die Ferne. Ein paarmal strich die ringgeschmückte Hand des Indiers über den nachtschwarzen Backenbart, der das bronzene Gesicht umrahmte.

Bei jedem seiner Schritte klirrte der mit Edelsteinen reich geschmückte Säbel.

Jetzt stand er still.

Aus dem Schatten einer Allee von Götterbäumen war ein junges Mädchen getreten. Den schlanken, zarten Leib verhüllte ein feines Seidengewebe, das sich um die vollendeten Formen des Körpers schmiegte, der aus Alabaster gemeißelt zu sein schien.

Es war eine Engländerin. Ihr Gang, das rotblonde Haar, das große, kühlblickende Auge und das scharfgemeißelte Gesicht, das in dem Reiz der Jugend blühte, verrieten es.

Ihre Augen maßen mit unverkennbarem Staunen den Indier, der der einzige Spaziergänger außer ihr in dem „Haus der Freuden" war.

Der Fürst war rasch auf sie zugetreten. Kaum hatte sie ihm in die Augen gesehen, da verflüchtigte sich für einen Moment die zarte Röte ihrer Wangen und wich einer Marmorblässe.

„Der Radjah von Nepal," flüsterte sie, begrüßte ihn aber gleich darauf ehrerbietig und hoheitsvoll zugleich.

„Ich habe Sie gesucht, strahlende Blume des Westens," sagte der Indier, während sein glühendes Auge in das ihre tauchte. „Erinnern Sie sich noch, als wir uns das letztemal sahen?"

Sie war bleich zusammengezuckt, schritt aber, ohne den Versuch zu machen, dem Fürsten auszuweichen, neben ihm her.

„Ganz recht, es war in Katmandu, als ich in Gesellschaft meines Bräutigams, des Leutnants Harry White, die englische Gesandtschaft begleitete, die Ihnen ihre Aufwartung machte, Fürst."

Er nickte. Ein verächtliches Lächeln huschte über seine Züge.

„Sie sprechen von Harry White, Lady? Er ist also immer noch nicht Ihr Gatte, obwohl zwölf Monate schon verflossen sind?"

Sie errötete und entgegnete kurz:

„Das mag wohl meine Angelegenheit sein, Fürst." Mit einem koketten Lächeln aber fügte sie bei: „Das Leben ist auch so schön. Welche Ursache hätten wir beide, unsere Freiheit so schnell aufzugeben?"

Der Fürst warf seiner schönen Begleiterin einen kurzen Seitenblick zu.

„Erinnern Sie sich noch, was ich Ihnen damals sagte, Lady?" Er zauderte, als wolle er ihre eigenen Worte abwarten. Sie nickte.

„Sie trafen mich im Garten. Es war um die Stunde wie heute, doch erinnern Sie mich nicht daran," fuhr die Lady fort. „Sie haben das Gastrecht mißbraucht. Sie wollten mich zwingen, Ihre Geliebte zu werden. Sie wagten —"

„Ich bin gewohnt, alles zu wagen," unterbrach sie der Fürst. Er war stehen geblieben und hatte ihre Hände erfaßt. Etwas Seltsames lag in dem flimmernden Blick des junges Mädchens, als sie zu dem leidenschaftlichen Inder emporblickte, der ein Bild vollendeter Männlichkeit bot.

„Glauben Sie, Lady, daß Fürst Dalip Singh Amur Sie vergessen hat? Glaubst du, schönes, stolzes Mädchen, leuchtende Blume im Garten der Freude, daß Dalip Singh so schnell seine Gefühle wechselt? Nein! Ich habe diese Stunde ersehnt. Meine Spione waren um dich Tag und Nacht. Ich bin entschlossen, deine Liebe zu gewinnen, selbst wenn ich Gewalt anwenden müßte, wenn ich über Leichen steigen und durch Blut waten sollte — du mußt mein werden. Eine goldene Krone mit hundert Diamanten liegt bereit, deinen Scheitel zu zieren. Die kostbarsten Gewänder sollen deinen Leib umhüllen. Hundert Sklavinnen harren deiner Befehle — es gilt nur ein Wort —"

Er hielt die Widerstrebende mit eiserner Kraft fest. Das Mädchen und der Mann, beide gleich begabt mit Rasse und Leidenschaft, sahen sich mit glühenden Blicken in die Augen — —.

Da raschelte es hinter ihnen im Busch. Durch ein Beet von Arazeen eilte ein junger, englischer Offizier. Das Mädchen und der Fürst erblickten ihn erst, als er vor ihnen stand.

„Wie, Elender, du wagst es, ein englisches Mädchen zu beleidigen?!" schrie der junge Leutnant, während seine Augen in heißem Zorn sprühten. „Das sollst du büßen, indischer Bastard!"

Im nächsten Augenblick pfiff die Reitpeitsche des Engländers durch die Luft und ließ einen breiten,

blutunterlaufenen Streifen auf der Stirne des Fürsten zurück.

Einen Augenblick schien es, als wollte sich der Indier auf den Offizier werfen. Seine Hand zitterte am Säbel, seine Augen schillerten grünlich wie Opal. Dann richtete er sich hoch auf, und während alle Züge seines Gesichts sich verzerrten, sagte er:

„Ich werde mich beim Vizekönig beschweren, Leutnant. Wir wollen sehen."

Mit raschen Schritten verließ er das Paar. Der Leutnant lachte, Miß Waller, die Braut des jungen Offiziers, schüttelte besorgt den schönen Kopf.

„Das nimmt kein gutes Ende, Harry. Am wenigsten begreife ich die letzte Handlungsweise des Fürsten. Er kommt mir seltsam verändert vor."

Während der Offizier Rechenschaft von seiner Braut über den Vorgang im Garten Schalimar forderte, kehrte der Fürst nach dem Palast Hasaribagh zurück.

Inzwischen war es dunkel geworden. Als der Fürst durch den Garten schritt, der den Palast umgab, löste sich plötzlich eine knochige Gestalt aus der Finsternis und trat auf den Fürsten zu.

Dalip Singh Amur blieb stehen und sprach etwa fünf Minuten leise, hastig und eindringlich mit der Gestalt.

Dann betrat er den Saal, wo die Offiziere zechten.

Eine Stunde später kam atemlos ein englischer Offizier in den Bankettsaal.

„Exzellenz, ich habe zu melden, Ihre Hoheit, die Prinzessin — ist verschwunden — geraubt — die Wachen ermordet — man weiß nichts Näheres."

Eine ungeheure Bestürzung war die Folge dieser Meldung. Augenblicklich sprang sofort alles auf. Der Vizekönig selbst gab den Befehl, daß die ganze Garnison mobil gemacht würde, und Hunderte der besten Reiter sich sofort unter seiner Führung auf die Pferde werfen sollten, um die Spur der Räuber zu verfolgen.

Etwas ähnliches war noch nicht dagewesen.

„Es gewährt mir einige Genugtuung, daß Sie selbst Zeuge dieser ungeheuerlichen Beleidigung der englischen Regierung sind," sagte der englische Vizekönig zu dem Fürsten von Nepal, während die Offiziere durcheinander rannten und die Trompeten durch die Stadt schmetterten.

„Ich werde Sie begleiten," entgegnete der Fürst. „Wer anders sollte diesen furchtbaren Raub ausgeführt haben als die Siks? Sind sie nicht die verwegenste und verworfenste Verbrecherbande des nördlichen Indien?"

„Sie haben recht," entgegnete der Vizekönig. „Wir vertrauen uns Ihrer Führung an. Doch vorher will ich noch die Meldung der Offiziere entgegennehmen, welche den Palast der Prinzessin durchsucht haben."

Drei Oberste traten ein.

„Es ist eine ganze Bande gewesen, welche den Palast in aller Stille überfallen hat," meldeten die Offiziere. „Wir fanden nichts als dieses Buch."

Er überreichte dem Vizekönig ein altes, auf Pergament geschriebenes Buch, das geheimnisvolle Zeichen und Formeln enthielt, die selbst der indische Dolmetsch nicht zu enträtseln vermochte.

„Es ist ein ‚Granth', ein heiliges Buch der Siks," sagte der Fürst mit spöttischem Lächeln, nachdem er einen Blick auf das Buch geworfen hatte. „Sie werden sich vergeblich bemühen, diese Zeichen zu enträtseln."

Ohne längeren Aufenthalt warfen sich alle auf die Pferde, und von hundert Lanzenreitern begleitet, galoppierte die Truppe in die Nacht hinaus. Die Richtung, welche die Siks genommen hatten, war bald gefunden. Während in Lahôre Generalalarm geblasen wurde und die Garnison sich bereit machte, auszumarschieren, um dem Vortrab zu folgen, jagte dieser, indem er die Eisenbahnlinie links ließ, dem Dschamugebirge entgegen.

Einige Stunden später rückten die englischen Kolonnen nach.

Da kam ihnen ein einzelner Reiter auf schweißbedecktem Pferde, das mit Blut überspritzt war, entgegen.

Es war der Fürst von Nepal.

„Eine verlorene Schlacht," sagte er zu dem General, der ihn sofort nach dem Verbleib des Vizekönigs und der übrigen Offiziere befragte.

„Wir gerieten samt und sonders in einen Hinterhalt," fuhr der Fürst fort. „Als wir durch das Tal des Todes ritten, waren wir plötzlich umzingelt von Tausenden der Bergvölker des Dschamugebietes. Ich weiß nicht, wie viele gefallen und wie viele gefangen genommen sind. Der Schnelligkeit meines Tieres verdanke ich meine Rettung."

Der Fürst ritt nach Lahôre zurück, während der englische General den Feldzug gegen die Aufständischen eröffnete, der zunächst mit einer Reihe von Niederlagen endigte und die englischen Truppen zwang, sich wieder gegen Lahôre zurückzuziehen.

Ganz Indien befand sich in einer ungeheuren Erregung. Der Vizekönig war gefangen, der erste General teilte sein Schicksal. Der Aufstand breitete sich immer weiter aus. Es war, als sei die Zeit nahe, wo England seine beste Kolonie verlieren sollte.

Die englische Regierung unterdrückte indessen alle Nachrichten und Telegramme, die diese Ereignisse im Ausland hätten melden können. Sie fürchtete politische Verwicklungen ernster Art. So kam es, daß niemand außer den Eingeweihten zunächst von diesen furchtbaren Ereignissen erfuhr.

Der Fürst von Nepal war in dieser Zeit unentbehrlicher denn je für England. Als er am nächsten Tage bei dem General der in Lahôre zurückgebliebenen Garnison sich über den Leutnant White beschwerte, wurde dieser vor ein Kriegsgericht gestellt. In geheimer Sitzung verurteilte ihn dieses wegen Schmähung und Beleidigung eines indischen Fürsten zur Abbitte und Festungshaft von zwei Monaten.

Das war der Stand der Ereignisse, als eine Reihe von schrecklichen und geheimnisvollen Verbrechen begann, die nicht nur Lahôre, sondern ganz Indien in Aufregung und Bestürzung versetzten und sich würdig an die schrecklichen Vorkommnisse im Tal des Todes anreihten.

Zähneknirschend hatte der Leutnant das Urteil des Kriegsgerichts aufgenommen.

Am nächsten Morgen fand man den General, der den Vorsitz geführt hatte, ermordet in seinem Zimmer. Ein zweiter hoher Offizier war in einer dunklen Gasse getötet worden.

Eine Schreckenskunde jagte die andere.

Ein Offizier erschien noch am Vormittag bei dem Polizeichef von Lahôre und meldete, daß Hauptmann Wilson ohne Uniformrock und Säbel ermordet vor der Tür des Hauses, welche in die Gemächer von Miß Waller führte, gefunden worden sei.

Der Polizeichef begab sich sofort in das betreffende Haus. Miß Waller wurde einem strengen Verhör unterworfen.

„Wie kam dieser Offizier in Ihr Haus? Wußten Sie etwas davon, daß er ermordet worden ist?" fragte der Polizeichef die junge Dame.

Sie schien außer sich zu sein.

„Ich weiß von nichts," entgegnete sie. Doch ihre Verstörtheit und ihr unruhiges Benehmen fielen dem Polizeichef, der entschlossen war, alles daran zu setzen, um dieser Reihe von geheimnisvollen Verbrechen auf die Spur zu kommen, auf.

„Sie wissen mehr, als Sie uns zugeben," entgegnete er. „Wenn Sie selbst an diesem Verbrechen unschuldig sind, so werden Sie uns den Täter nennen können. Befand sich gestern um diese späte Abendstunde noch jemand bei Ihnen?"

„Nein."

Sie log. Sie besaß nicht Verstellungskunst genug, als daß der Polizeichef das nicht gemerkt hätte.

„Wenn Sie nicht die Wahrheit sprechen, werde ich gezwungen sein, Sie zu verhaften," fuhr der Beamte, den mehrere angesehene Offiziere begleiteten, fort. Plötzlich mischte sich einer derselben ein und sagte:

„Hat sich nicht Leutnant White gestern noch bei Ihnen befunden? Ich sah ihn nachts in dieser Gegend."

Das junge Mädchen zögerte, wollte Ausflüchte machen, fand aber unter den vielen, durchbohrenden Blicken, die auf sie gerichtet waren, nicht den Mut, zu leugnen.

„Ja, er war hier. Ich habe nichts gehört, keinen Wortwechsel, gar nichts, was beweisen könnte, daß er der Täter ist. Ich trete für seine Unschuld ein."

„Das nützt ihm nichts, angesichts der Tatsachen," warf einer der Offiziere ein, der dem Kriegsgericht beigewohnt hatte. „Ihretwegen hat diese schreckliche Geschichte begonnen, die uns gerade noch in diesem Wirrwarr von politischen Ereignissen gefehlt hat. Ich mache Sie darauf aufmerksam, Herr Polizeichef, daß Leutnant White außergewöhnlich eifersüchtig ist. Ob er durch das Benehmen der Lady dazu berechtigt ist oder nicht, will ich nicht erörtern. Ich weise aber auf die Ermordung des Generals und der anderen hohen Offiziere hin, unter deren Vorsitz Leutnant White verurteilt wurde."

Der Polizeichef nickte.

„Ich werde mit der stellvertretenden Exzellenz Rücksprache nehmen und zur Verhaftung des Leutnants White schreiten," sagte der Beamte.

Miß Waller brach ohnmächtig zusammen. — —

Um dieselbe Zeit trafen zwei Reiter und eine Lady auf abgehetzten Pferden in Lahôre ein. Der eine Reiter und die Dame waren Europäer, der andere ein Japaner. Monatelange Strapazen hatten sie übel zugerichtet. Sie glichen eher zwei Banditen als anständigen Menschen. Das Gesicht des Europäers umrahmte ein breiter Bart. Niemand kannte diese seltsamen Gestalten, als sie vor der Wohnung des Polizeichefs abstiegen. Dieser selbst war nicht zu sprechen. Die Reisenden kehrten also in ein Hotel ein. Der Mann mit dem Bart begab sich nach der Kaserne, in der man die drei ermordeten Offiziere zunächst aufgebahrt hatte. Als er in den mit Blumen geschmückten Raum trat, wo die Leichname lagen, erhob sich aus einer Ecke eine zusammengekauerte Gestalt. Der Mann war außergewöhnlich dick, hatte hängende Backen, verschwommene Augen und ein Gesicht, das fortgesetzt zum Lachen reizte.

„Was wollen Sie?" fragte er den Mann mit dem Bart.

„Ich beabsichtige, die Leichen zu untersuchen," entgegnete jener.

Der Dicke wies auf die Offiziere, welche Wache hielten.

„Haben Sie einen Erlaubnisschein? Wer sind Sie überhaupt? Sie kommen mir kolossal verdächtig vor, lieber Freund."

Der Mann mit dem Bart maß den kleinen dicken Kerl von Kopf bis zu Füßen, zuckte dann die Achseln und wandte sich an die Offiziere.

„Ich bin Arzt. Gestatten Sie, daß ich in Ihrem Beisein die Wunden der Leichen untersuche?"

„Ich habe kein Recht, Ihnen die Erlaubnis dazu zu geben," entgegnete der eine. „Wenn es aber so geschieht, daß die Leichen nicht aus ihrer Lage verrückt werden und daß ich jede Ihrer Bewegungen verfolgen kann, so glaube ich, Ihnen die Erlaubnis dazu nicht verweigern zu dürfen. Mr. Tipp Tapp, achten Sie auf den Herrn."

Der Mann mit dem Bart drehte sich nach Mr. Tipp Tapp um. Der Dicke machte einige eilfertige Verbeugungen, maß dann den angeblichen Arzt mit einem langen, forschenden Blick und sagte:

„Ich bin Detektiv. Der Polizeichef von Lahôre hat mich eigens aus Kalkutta kommen lassen. Haben Sie noch nichts von dem berühmten Tipp Tapp gehört? Es gibt nur einen Menschen, der mir ungefähr an Größe gleich kommt, und das ist Sherlock Holmes. Aber wenn ich es recht betrachte, ist er nichts gegen mich."

„Ich habe Sie gar nicht gefragt, wer Sie sind," entgegnete der Mann mit dem Barte, während es verräterisch um seine Lippen zuckte. Dann beugte er sich über die Leichen und untersuchte die Wunden.

„Sie sollen die Toten nicht anrühren," unterbrach plötzlich Mr. Tipp Tapp die herrschende Stille.

„Wenn Sie mich nicht endlich in Ruhe lassen, Sie dicke Kröte, so werde ich Sie auf den Boden setzen, daß Ihnen die Lust zum Aufstehen für einige Zeit vergeht," erwiderte der bärtige Fremde.

Mr. Tipp Tapp erbleichte. Seine Gestalt blähte sich noch mehr auf als sie ohnedies schon war.

„Wie, Sie wagen es, Mr. Tipp Tapp zu beleidigen? Sie wollen dem größten Detektiv der Welt eine Belehrung geben?"

Er wandte sich an die Offiziere.

„Habe ich nicht gleich gesagt, daß das ein Verbrecher ist? Ich möchte wetten —"

Er kramte in seiner Brusttasche und holte ein großes Blatt Papier hervor, las es durch und warf immer abwechselnd einen Blick auf den Mann mit dem Barte. Dann nickte er befriedigt, steckte das Schriftstück in die Tasche und sagte leise zu sich selbst:

„Nun heißt es vorsichtig handeln. Der Kerl soll elektrische Pistolen nnd weiß der Teufel was sonst noch für Instrumente bei sich führen. Mr. Tipp Tapp, du bist höchstens noch drei Ellen davon entfernt, größer noch zu werden als Sherlock Holmes. Also halte die Augen offen."

Er zog sich etwas von dem Manne mit dem Barte zurück, ohne aber seine Glotzaugen von ihm zu wenden. Dieser hatte inzwischen seine Untersuchung beendet. Er wandte sich an den Offizier, mit dem er zuerst gesprochen hatte, und sagte:

„Ich möchte mit dem Herrn Polizeidirektor Rücksprache nehmen."

„Bedaure, das wird unmöglich sein. Er befindet sich augenblicklich in Delhi und kommt erst gegen Morgen zurück."

„Ah, — was tut er in Delhi?"

„Er befindet sich auf der Verfolgung des Leutnants White, der den Hauptmann Wilson," — der Offizier wies auf den dritten Leichnam, — „ermordet hat. Er ist überführt, denn man hat auch den blutbefleckten Säbel bei ihm gefunden."

„Ist das nicht jener Offizier, der im Hause einer Lady ermordet wurde?"

„Ganz recht. Die Lady ist die Braut des Mörders."

„Hier schein ein kleiner Irrtum vorzuliegen," sagte der Mann mit dem Bart in seiner bedächtigen Weise. „Erstens wurde der Hauptmann nicht im Hause der Lady ermordet, sondern irgendwo draußen auf freiem Felde. An der Uniform kleben einige Halme und Gräser, die dem Auge des Polizeichefs offenbar entgangen sind. Die beiden Schulterblätter des Uniformrockes weisen Erdflecken auf. Blutige Hände haben den Toten getragen. Das läßt sich deutlich nachweisen. Im übrigen wurde der Hauptmann nicht mit einem Säbel, sondern mit einem indischen Dolch ermordet. Die Leiche wurde dann erst in das Haus geschleppt, wo man sie gefunden hat."

Die Offiziere, welche die Totenwache hielten, sahen den geheimnisvollen Mann, der mit solcher Bestimmtheit seine Ansicht äußerte, verblüfft an.

„Donnerwetter," sagte der unter ihnen, welcher das Wort führte, „das gäbe ja der Sache eine ganz neue Wendung. Wer sind Sie, daß Sie derartige Schlüsse zu ziehen vermögen?"

„Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich Arzt bin," entgegnete der Mann mit dem Bart. „Ich werde mich also bis morgen gedulden und dann die Sache weiter verfolgen, wenn der Polizeichef in Lahôre ist."

Er verließ die Totenkammer. Kaum war er draußen, da erhob sich Mr. Tipp Tapp eilfertig und tappte hinterher. An der Tür drehte er sich noch einmal um, faltete das Schriftstück auseinander und zeigte es den Offizieren.

„Wissen Sie, was das ist? Das ist ein Steckbrief, lautend auf Tom Flax, den größten aller Verbrecher. Und wissen Sie, wer der Mann mit dem Bart ist? Das ist kein anderer als Tom Flax. Und wissen Sie, was ich sein werde? Ich werde derjenige sein, der Tom Flax zur Strecke bringt."

„Ich habe auch schon von Tom Flax gehört," erwiderte der Offizier. „Ich dachte aber, er wäre glatt rasiert und hätte schwarze Augen. Der Arzt, der soeben hier war, hatte aber graue Augen."

Mr. Tipp Tapp riß die kleinen Augen auf, so weit ihm dies möglich war, machte ein dummes Gesicht und sagte nach einer Weile:

„So? Ja so, Sie haben recht. Aber das sind doch Kleinigkeiten! Sie haben keinen Begriff, was dieser Mr. Flax für ein genialer Verbrecher ist. Für den ist es eine Kleinigkeit, plötzlich graue Augen zu bekommen. Doch ich darf keine Zeit mehr verlieren."

Er entfernte sich und lief über den Hof. Inzwischen war der Mann mit dem Barte natürlich längst verschwunden. Die Soldaten und Offiziere waren nicht wenig verblüfft, als sie sahen, wie jetzt Mr. Tipp Tapp auf dem Bauche über den Exerzierplatz rutschte und die Nase wie ein Spürhund auf den Boden geheftet hielt.

„Was machen Sie denn da?" fragte ein Hauptmann.

„Ich suche die Spur von Mr. Flax," entgegnete Tipp Tapp.

„Aber auf diese Weise werden Sie ihn schwerlich finden."

Der große Detektiv aus Kalkutta machte ein verächtliches Gesicht.

„Was verstehen Sie davon? Ich bin der größte Detektiv der Welt. Ich kann alles. Ich brauche nur diese Spur da anzusehen, und ich weiß, daß der berühmte Verbrecher Flax über den Hof gegangen ist. Was sagen Sie nun? Ich weiß sogar wie er aussieht, wenn ich die Abdrücke seiner Stiefel ansehe. Er trägt einen Bart und hat graue Augen. Ich sehe dieser Spur sogar an, daß er sich für einen Arzt ausgibt. Was sagen Sie nun?"

Ohne die Antwort des Offiziers abzuwarten, die übrigens wenig schmeichelhaft geklungen hätte, eilte der große Detektiv davon, um Tom Flax, den Verbrecher, zur Strecke zu bringen.

4. Kapitel.

Der verbrecherische Dschogi.*)

An die Tür einer einsamen Hütte oberhalb Delhis klopfte ein junger Mann. Seine Brust ging keuchend, sein Gesicht war erhitzt, und der bunte Rock hing ihm in Fetzen vom Leibe.

Ein hochgewachsener Indier mit einem bronzefarbenen, markanten Gesicht, die kräftige Gestalt in faltige Gewänder gehüllt, trat aus der Hütte.

„Sri Ram nam sat hai," sagte er, als er des Flüchtlings ansichtig wurde. „Der Name von Sri Ram ist wahrhaftig. Woher kommst du und wohin willst du?"

Der Jüngling war erschöpft in der Hütte niedergesunken.

„Man verfolgt mich," sagte er hastig. „Wahguru! Heilguru! Bei dem Gott, den du verehrst, rette mich! Ich bin unschuldig an der Bluttat, deretwegen mich meine Brüder zu Tode hetzen."

Der Dschogi kreuzte die Arme und sah den Hilfesuchenden eine Zeitlang schweigend an.

„Hier herauf finden deine Verfolger den Weg nicht," sagte er nach einer Weile. „Du darfst aber auch nicht weiter, denn hier in der Nähe befindet sich ein Dharmsal, ein Versammlungsort der Sikhs. Wenn sie deiner ansichtig werden, reißen sie dich in Stücke. Du kennst unseren Haß gegen die Engländer. Ich habe Mitleid mit dir und werde dich verbergen. Doch dann mußt du zurückkehren. Laß mich für das übrige sorgen. Ehe wir weiter sprechen, will ich aber mein Sandhya, die heilige Anbetung, vollenden, denn die Sonne steht zu Mittag. Ich muß die Gayatri, den heiligen Vers der Veda*) sprechen."

Der Flüchtling wartete ruhig, bis der Dschogi sein Gebet vollendet hatte. Dann sagte er:

„Ich kann nicht zurück nach Delhi oder Lahôre. Man würde mich erkennen und erschießen. Eine furchtbare Prüfung ist über mich hereingebrochen. Alles hat sich gegen mich verschworen. Unheimliche Mächte scheinen gegen mich zu arbeiten. Ach, gibt's denn kein Mittel, das Verhängnis von mir abzuwenden?"

„Erzähle mir deine Geschichte, Fremdling," entgegnete der Dschogi.

Leutnant White, — er war der Flüchtling, — erzählte die Ereignisse, die sich in Lahôre zugetragen hatten. Als er geendet, erhob sich der Dschogi und sagte:

„Kehre nach Lahôre zurück, Fremdling. Du bist dort sicherer als hier. Ich werde dein Antlitz so verändern, daß niemand mehr dich in der Stadt, wo ehedem der Fürst des Pandschab geherrscht hat, erkennen wird."

Er bewirtete den Unglücklichen, der allmählich seine Ruhe und Selbstbeherrschung wieder fand.

„Lege dich zu kurzem Schlummer nieder," fuhr der Dschogi fort, „wenn Mitternacht hereingebrochen ist, werden wir alles weitere besprechen."

Leutnant White, der fast vierundzwanzig Stunden gelaufen war, legte sich im Vertrauen auf die Gastfreundschaft, die jedem Indier heilig ist, auf das Lager, welches der Dschogi von Laub bereitet hatte, und war bald in einen tiefen Schlaf gesunken.

Er wäre wohl weiter gehetzt, selbst auf die Gefahr hin, den Sikhs in die Hände zu fallen, hätte er das dämonische und grausame Lächeln des Dschogi gesehen, der sich jetzt über ihn beugte. Der Indier beschrieb mit den Händen mehrere Zeichen in der Luft. Seine Rechte strich ungefähr zwölfmal in gleich-

*) Ein brahmanischer Bußer. Diesen Menschen schreiben die Indier außergewöhnliche Kräfte und einen übernatürlichen Einfluß auf die Menschen zu.

*) Veda, das heilige Buch der Indier, ist das, was den Christen die Bibel ist.

mäßigem Rhythmus über das Gesicht und den Körper des Schläfers hinweg.

Endlich sagte er mit hohler Stimme:

„Du schläfst, aber du hörst mich, nicht wahr?"

Es folgte eine Pause. Totenstille herrschte in der Hütte und draußen in der Natur. Ein einziger Sonnenstrahl drang neugierig durch das verhängte Fenster.

„Ja, ich höre dich," entgegnete der Schläfer unter der Wirkung einer schweren, tiefen Hypnose, in welche der Dschogi ihn versetzt hatte.

„Wenn du erwachst," fuhr der Dschogi fort, „so hast du die Erinnerung an alles verloren, was hinter dir liegt. Du bist ein Sikhs, ein indischer Kämpfer, ein Mann, der blindlings die Befehle ausführen muß, die ihm gegeben werden. Verstehst du mich, Sklave?"

Die Brust des Schläfers hob sich in einem tiefen Atemzuge. Ein Stöhnen kam über die Lippen des Unglücklichen. Dann entgegnete er mit leiser Stimme:

„Ja, ich verstehe dich, Herr."

„Du wirst in der Gestalt, die ich dir gebe, nach Lahôre eilen.

In dem englischen Hotel am Kai wohnen zwei Männer und eine Frau. Der eine hat das Aussehen eines Mongolen, der Mann und die Frau sind Europäer. Du wirst dich heimlich in der Nacht in ihre Zimmer schleichen. Mutig wie ein Tiger, flink wie ein Reh und geschmeidig wie eine Katze wirst du sein. Du wirst alle drei ermorden und dann, wenn die Tat geschehen ist, in die Berge des Dschamu eilen, wo ich dich erwarte."

Der Dschogi strich wiederum etwa zwölf mal mit der Hand über das Gesicht des Schläfers. Dann nahm er eine ätzende Flüssigkeit und bestrich damit den Kopf und den Körper des Leutnants. Mit einem Schrei sprang dieser auf.

Die Flüssigkeit war augenblicklich in die Haut eingedrungen. Hätte der Unglückliche einen Spiegel gehabt, so wäre er wohl entsetzt gewesen über die schreckliche Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Seine Haut war bronzefarben geworden, die Wangen geschwollen, die Nase aufgedunsen, die Augen versanken fast in den Höhlen.

Einen Moment dachte der Unglückliche nach. Er fuhr sich mehrmals mit der Hand über die Stirn, als suche er in der Erinnerung nach etwas. Dann sah er sich mit scheuen Blicken um und sagte:

„Habe Dank für deine Gastfreundschaft. Ich muß nach Lahôre, um meinen Auftrag auszuführen."

Ein diabolisches Lächeln glitt über die Züge des Dschogi.

„Was ist das für ein Auftrag?"

Der Leutnant, der die Uniform abgelegt hatte, stand halbnackt wie ein eingeborener Sklave vor dem Dschogi.

„Ich darf es nicht sagen," erwiderte er geheimnisvoll, öffnete die Tür und verschwand.

Der Dschogi sah ihm mit funkelnden Augen nach.

„Die Ereignisse reihen sich aneinander wie die Glieder einer Kette," murmelte er. „Der Tag der Rache ist angebrochen. Ich werde eilen, das Werk, das dieser Tölpel begonnen, zu vollenden."

Die Dämmerung war hereingebrochen. Mit einem Tempo und einer Sicherheit, die jeden Beobachter in Erstaunen versetzt hätte, eilte der Dschogi ins Tal hinab und bestieg bei Pathankot die Eisenbahn, die über Amritsar nach Lahôre fährt.

Das Haus von Miß Waller lag einsam und verlassen. Die Behörden hatten sich bereits davon überzeugt, daß sie keine Schuld an der Ermordung der Offiziere trug. Der Mann mit dem Barte, der im Hotel abgestiegen war, hatte eine lange Unterredung mit dem Polizeichef gehabt, als dieser nach Lahôre zurückgekehrt war. Wäre Leutnant White jetzt in die Hauptstadt gekommen, so hätte ihn niemand mehr behelligt.

Auf die Beweise hin, welche der Mann mit dem Barte dem Polizeichef geliefert hatte, war das Verfahren gegen den Leutnant vorläufig eingestellt worden.

In fiebernder Unruhe wälzte sich das junge Mädchen auf ihrem Lager. Ihre indischen Diener schliefen im Erdgeschosse des Hauses, während ihre Zimmer im ersten Stockwerk lagen. Alle Fenster, alle Türen waren nach indischer Sitte offen.

Furchtbare Gewissensbisse peinigten sie. Sie hatte ihren Verlobten oftmals durch Koketterie gequält und jene Eifersucht in ihm hervorgerufen, welche das Verderben über ihn heraufbeschworen hatte.

Wo mochte er jetzt weilen? Sie war entschlossen, ihn aufzusuchen um jeden Preis und jedes Schicksal mit ihm zu teilen. Während sie so dalag in der Stille der Nacht, hörte sie plötzlich leise Schritte, die sich der Tür ihres Zimmers näherten. Sie sprang auf und warf rasch einen Mantel über. Im selben Augenblick stand die hohe Gestalt eines Dschogis unter dem Türrahmen.

Sie wollte einen Schrei ausstoßen. Doch der Blick des Eindringlings haftete mit solcher Willenskraft an ihrem Auge, daß sie nicht fähig war, einen Laut hervorzubringen.

„Fürchte nichts, weiße Blume," begann der Fremde mit unterdrückter Stimme, „ich bin gekommen, um dir Nachricht zu bringen von einem Flüchtling, der sein Herz hier zurückgelassen hat."

Miß Waller preßte die Rechte gegen das wild pochende Herz.

„Was sagst du? Ihr habt Harry gesehen? Den Leutnant White?"

Der Indier nickte.

„Er ist in der Nähe von Delhi und verbirgt sich vor seinen Verfolgern Ich soll dir den Weg zeigen, der zu ihm führt."

„O, der Unglückliche," rief das junge Mädchen. Ihr Körper schüttelte sich wie im Fieberfrost.

„Du willst mich zu ihm führen? Warte nur fünf Minuten, gleich bin ich fertig!"

Sie verschwand in dem Nebenzimmer. Der Indier trat zu der Wasserflasche, die auf dem Tischchen vor dem Lager des jungen Mädchens stand, zog eine Phiole aus den Falten seines Gewandes und ließ einige Tropfen in das Wasser fallen.

Das junge Mädchen trat aus dem Nebenzimmer. Sie war halb angekleidet. In der Hast und in der Freude auf das Wiedersehen, achtete sie gar nicht der Blicke des Dschogis, die beutegierig an ihr hingen.

„Die Nacht ist heiß," sagte sie. „Hast du Pferde?"

„Nein."

„Ich werde zwei verschaffen," entgegnete sie.

„Tu das nicht, Herrin. Das Getrabe der Tiere könnte die Engländer aufmerksam machen. Wir verlassen zu Fuß die Stadt. Nimm noch einen Schluck Wasser zu dir, ehe wir den Marsch antreten, denn du wirst durstig werden auf dem weiten Weg."

Miß Waller war fertig. Sie setzte den breiten Strohhut auf das lockige Haar, goß von der Karaffe Wasser in ein Glas und trank es auf einen Zug aus.

„Das tut gut in dieser Hitze," sagte sie. Plötzlich griff sie ans Herz. Ihr Atem ging rascher, der Puls flog.

„Ich weiß nicht, was das ist," sagte sie mit leiser Stimme. „Die Aufregungen — mir ist nicht wohl."

„Es ist nur die Aufregung. Sie wird gleich vorübergehen," sagte der Indier mit einem lauernden Blick. In der Tat ging der Anfall rasch vorüber. In die Wangen des jungen Mädchens kehrte wieder die Röte zurück, sie hob die Augenlider auf, doch der Blick, den sie auf den Dschogi richtete, war nicht derselbe wie vorher. Ein irres Lächeln huschte über ihre Lippen.

„Wollten wir nicht fortgehen?" fragte sie.

Er nickte.

„Ganz recht, schöne Blume. Der Rajah von Nepal hat Sehnsucht nach dir. Du sollst zu ihm auf sein Schloß kommen."

Sie lachte.

„So laß uns eilen, daß er nicht zu lange auf mich warten muß. Ah, mir ist seltsam zumute. Mir ist — ich weiß selbst nicht wie." Sie lachte wieder und ließ sich willig von dem Dschogi fortführen durch die dunklen Straßen von Lahóre. Sie hatte den Verstand verloren. — — — — — — —

Der geheimnisvolle Fremde, der zusammen mit dem Japaner und der Dame in dem Hotel abgestiegen war, hatte den verwilderten Bart abgenommen. Es war kein anderer als Sherlock Holmes, dessen Gesicht sich allerdings unter dem Einfluß der Strapazen, die hinter ihm lagen, etwas verändert hatte. Er schlief in einem Zimmer, das gerade neben dem des Japaners lag.

Einige Räume davon entfernt, schlief Miß Copper.

Mitten des Nachts schreckte Sherlock Holmes plötzlich von seinem Lager auf. Es war ihm, als hätte er ein Geräusch vernommen. Indem er starr wie eine Statue auf seinem Lager saß, horchte er in die Nacht hinaus.

Das Geräusch wiederholte sich. Vielleicht hätte das Ohr eines anderen Europäers gar nichts davon vernommen. Doch das scharfe und trainierte Gehör des Weltdetektivs hatte sogar in dem leisen Schlaf, dem er sich hingegeben hatte, jene schleifenden Töne vernommen.

Es war, als ginge jemand mit bloßen Füßen auf dem Boden.

Plötzlich verwandelte es sich in einen knirschenden, krachenden Ton, als schlage jemand die Zähne zusammen, dem ein langanhaltendes, dumpfes Röcheln folgte.

Mit einem Sprung war der Weltdetektiv auf den Beinen. Er nahm sich gar nicht erst Zeit, nach dem Revolver zu greifen. Im nächsten Augenblick schon stand er in dem Zimmer, wo der japanische Hauptmann lag.

„Hauptmann Fuschino," rief Sherlock Holmes.

Doch keine Antwort erfolgte, aber ein schlanker Körper hatte sich katzenartig auf den Weltdetektiv geworfen und versuchte nun, einen zweischneidigen Dolch in die Brust Sherlock Holmes' zu stoßen.

Doch der große Kriminalist fing geschickt den Stoß auf und packte mit wütender Kraft den Mörder. Dieser war den Kräften des Detektivs bei weitem nicht gewachsen. Nach kurzem Ringen entriß er sich der eisernen Umklammerung des Weltdetektivs, sprang zum Fenster und war mit einem Satz in der Dunkelheit verschwunden.

Sherlock Holmes beugte sich über den Hauptmann. Seine Kehle war mit bestialischer Gewalt durchschnitten worden. Ein breiter Blutstrom ergoß sich auf den Boden.

Der Weltdetektiv rannte zurück in sein Zimmer, holte den Revolver und eilte in den Gang. Als er das Zimmer des toten Japaners durchquerte, tauchte eine plumpe Gestalt vor ihm auf.

„Sie haben einen Mord begangen, Mister!"

Es war die fettige Stimme Mr. Tipp Tapps, der diese Worte sprach. Das Mondlicht fiel schmal in das Gemach und beleuchtete die Szene. Sherlock Holmes wollte den Menschen beiseite stoßen, um die Verfolgung fortsetzen zu können.

Doch Mr. Tipp Tapp war vorbereitet. Er hielt in jeder Hand zwei zwölfschüssige Revolver, deren Läufe er dem Weltdetektiv entgegenstreckte; an der rechten Seite hing ein Säbel herab.

„Ich habe dich schon seit zwei Tagen beobachtet," fuhr Mr. Tipp Tapp fort, während Sherlock Holmes im ersten Augenblick verblüfft vor den Revolvern zurückgetreten war. „Ich habe gehört, wie du mit dem Japaner gerungen hast. Das Spiel ist aus, du Halunke. Ich verhafte dich im Namen des Gesetzes!"

Sherlock Holmes sah ein, daß er gute Miene zum bösen Spiel machen mußte. Der große Detektiv Tipp Tapp war imstande, nacheinander 24 Schüsse auf den Weltdetektiv abzugeben. Das wäre selbst für Sherlock Holmes etwas zu viel geworden.

Er griff daher zu einer List, während er innerlich vor Zorn fieberte, daß der wirkliche Mörder nun Zeit hätte, zu entkommen.

„Wenn mich meine Augen nicht täuschen, so sind Sie der große Detektiv Tipp Tapp," sagte der Weltdetektiv.

„Well, der bin ich. Du hast schon von mir gehört, Mr. Flax?"

„Freilich, freilich, Mr. Tipp Tapp. Wenn ich gewußt hätte, daß Sie in Lahôre sind, so hätte ich mich ohne weiteres selbst gestellt. Aber Sie begreifen, daß alles nach Recht und Gesetz gehen muß. Sie müssen mir erst den Haftbefehl zeigen, ehe ich glaube, daß Sie ein Recht haben, mich gefangen zu nehmen."

Mr. Tipp Tapp riß den Mund auf.

„Den Haftbefehl? Sie wollen den Haftbefehl sehen, Mr. Flax?"

„Freilich, Mr. Tipp Tapp. Sie müssen doch einsehen, daß man ohne Haftbefehl einen Menschen in einem zivilisierten Staate nicht gefangen nehmen darf."

„So, so? Wirklich? Das habe ich noch gar nicht gewußt. Warten Sie einen Moment, ich werde Ihnen den Haftbefehl zeigen."

Mr. Tipp Tapp legte die zwei zwölfschüssigen Revolver auf einen Sessel, warf den Säbel zu Boden und kramte in der Tasche nach dem Haftbefehl. In diesem Augenblick bekam er von Sherlock Holmes einen solchen Faustthieb vor den Leib, daß er wie ein Gummiball gegen die Wand flog und mit einem lauten Jammergeschrei liegen blieb.

Während er sich bitterlich über die Gemeinheit dieses Verbrechers beklagte, wurde das Haus lebendig. Miß Copper und die indischen Diener des Hotels traten in das Zimmer. Sie fanden den Leichnam des Japaners und einen Menschen der mit vier Revolvern, einem Dolch und einem Säbel bewaffnet war.

Zehn Minuten später saß Mister Tipp Tapp in dem Polizeigefängnis, weil er verdächtig erschien, den Japaner ermordet zu haben. Erst als er vor den Polizeichef geführt wurde, klärte sich das Mißverständnis auf.

Mr. Tipp Tapp war außer sich, daß Flax entkommen war.

„Ja, ist denn das möglich?" fragte der Polizeichef. „Wie sieht denn dieser Flax aus?"

„Erst hat er einen Bart getragen, jetzt ist er glatt rasiert, Herr Polizeichef. Ich bin ihm seit zwei Tagen auf der Spur."

„Ah — welches Zimmer hat er denn bewohnt in dem Hotel?"

„Zimmer Nr. 17, Herr Polizeichef."

„Donnerwetter, Mr. Tipp Tapp, wissen Sie, wer dort wohnt?"

„Flax!"

„Nein, Sherlock Holmes. Sherlock Holmes, der Weltdetektiv!"

Mr. Tipp Tapp zog den Mund auseinander und ließ den Unterkiefer bis auf die Brust herabsinken.

„Sherlock Holmes, der leibhaftige Sherlock Holmes? Der beinahe so groß ist wie ich?"

„Derselbe."

Mr. Tipp Tapp sann einige Augenblicke nach.

„Dann war ein anderer der Verbrecher und Sherlock Holmes ist diesem Verbrecher nachgeeilt. Sherlock Holmes ist in Gefahr, Herr Polizeichef. Lassen Sie mich eilen, ich muß laufen, um Sherlock Holmes zu retten."

Mit großen Schritten, während der Bauch des würdigen Mr. Tipp Tapp vorauseilte, verließ der Detektiv, der von seiner Größe so sehr überzeugt war, das Polizeigebäude und begab sich auf die Spur des Weltdetektivs.

Inzwischen hatte Sherlock Holmes die Fährte des Verbrechers, dem der japanische Offizier zum Opfer gefallen war, gefunden. Der Verbrecher hatte Lahôre verlassen. Außen vor der Stadt standen in einer Hürde mehrere Pferde, welche englischen Offizieren gehörten.

Leutnant White hatte keinen Begriff mehr von der Vergangenheit. Er fügte sich ganz und gar in seine Rolle, welche ihm der Dschogi durch Hypnose aufgedrängt hatte. Er sprang über die Hürde, riß eines der Pferde los, schwang sich darauf und galoppierte auf dem sattellosen Tier in rasender Jagd die Straße dahin, die nach dem Dschamugebirge führte.

Einen Moment hatte Sherlock Holmes gezaudert, als er auf seiner Verfolgung des Mörders beim Pferch angekommen war. Die Mannschaft hatte sich offenbar leichtfertigerweise in eine Kneipe begeben, um zu trinken. Der Weltdetektiv konnte daher keine Auskunft erhalten. Er sah aber das zerstampfte Gras, sah, daß die Tiere scheu durcheinanderliefen, als er sich ihnen näherte. Er eilte einige Schritte über die

Hürde hinaus, erblickte die Pferdespuren in dem weichen Boden, rannte zurück, suchte sich mit kundigen Blicken das schnellste Pferd aus, schwang sich auf seinen Rücken und jagte dem Flüchtling nach.

Es war eine tolle Jagd, die sich auf dem wegelosen Plateau entspann. Nach einem tollen Ritt von mehreren Stunden begann das Pferd des Flüchtlings zu ermatten.

Es jagte am Rande eines Abgrunds dahin. Sherlock Holmes befand sich noch etwa hundert Meter zurück und hätte ihn vom Pferde schießen können, denn der Flüchtling besaß keine andere Waffe als den Dolch, um sich zu wehren.

Doch danach stand nicht der Sinn des Weltdetektivs. Er mußte um jeden Preis den Mörder lebend in seine Hände bekommen, um zu erfahren, wer ihn zu diesem Verbrechen gedungen hatte. Der Weltdetektiv zweifelte keinen Augenblick mehr, daß hinter dieser Reihe von geheimnisvollen Verbrechen kein anderer als Tom Flax als geistiger Leiter stand.

Aber wo war jener? In welcher Maske dirigierte er dieses furchtbare Konzert, das aus Todesröcheln zusammenklang?

Der Verbrecher mußte und konnte ihm Auskunft geben. Jetzt jagte Sherlock Holmes dicht hinter ihm. Der Kopf seines Pferdes berührte fast den Schweif des anderen, das kaum mehr vorwärts konnte, obgleich es sein Reiter mit Hieben und Stößen immer von neuem anspornte.

„Hände hoch, oder ich schieße dich vom Gaul!" rief jetzt Sherlock Holmes mit Donnerstimme dem Verfolgten zu und raste dicht neben ihm dahin. Der Flüchtling konnte nicht mehr ausweichen, denn neben ihm fiel ein Abgrund jäh ab.

Durch die Furcht vor dem Absturz und die Angst vor dem Verfolger ließ die Macht der Hypnose, unter welcher Leutnant White stand, nach. Verworren kehrte die Erinnerung zurück. In furchtbaren Bildern stand alles, was in den letzten zwei Tagen auf ihn eingedrungen war, vor seinem geistigen Auge. Er erblickte seinen Verfolger, wahnsinniges Entsetzen vor sich selbst erfaßte ihn. Er griff in die Mähne des Tieres, um es herum zu reißen und noch einmal den Versuch zu machen, seinem Verfolger zu entkommen — er sah nicht den Abgrund zu seiner Rechten, er hörte nicht den gellenden Warnungsruf seines Verfolgers. Das Pferd wandte sich schäumend und zitternd — die Vorderhufe des Tieres hingen sekundenlang über der Tiefe, es bäumte sich hoch auf, als wollte es sich im letzten Augenblick noch vor dem sicheren Tode retten, dann stürzte es, sich samt seinem Reiter überschlagend, ins Leere.

Entsetzt war Sherlock Holmes vom Pferde gesprungen. Er beugte sich weit hinab über den Rand des Abgrundes. Tief unten lag die Leiche des Unglücklichen neben dem zerschmetterten Körper des Pferdes auf felsigem Boden.

Plötzlich weiteten sich die Augen des Weltdetektivs. Sein Gesicht erstarrte förmlich unter einem neuen, unerwarteten Gedanken. Nicht mehr war es die Leiche des geheimnisvollen Mörders, der seine Aufmerksamkeit fesselte; etwa drei Meter unter seinem Standplatz flatterte ein weißer Schleier an einem Dorngebüsch. In der Dämmerung des Morgens erkannte Sherlock Holmes deutlich die wundervolle Stickerei, welche diesen verzierte; eine Krone mit dem Wappen von England.

Es war der Schleier der englischen Prinzessin, die auf geheimnisvolle Weise von den indischen Empörern entführt worden war.

Sherlock Holmes mußte den Jubelruf unterdrücken, in den er am liebsten ausgebrochen wäre. Ein Zufall, den ein Elender oder ein Unglücklicher mit seinem Leben erkauft hatte, wies ihm den Weg, welchen die Verbrecher mit der geraubten Prinzessin genommen hatten. Bis hierher war kein einziger englischer Soldat gekommen. Die Indier waren in diesen Abgrund hinabgestiegen, dort drüben, auf der anderen Seite war sicher die Richtung zu suchen, die sie mit der Gefangenen genommen hatten.

Sherlock Holmes spähte nach einer geeigneten Stelle, wo er mit dem Pferde in die Tiefe hinabsteigen könnte, denn es war sicher, daß zu der Stelle, wo der Schleier der Prinzessin wehte, sich die Indier nur mit Stricken hatten hinablassen können.

Endlich hatte der Detektiv eine geeignete Stelle gefunden. Er durchkletterte mit dem Tiere, das an derartige Touren gewöhnt war, die Schlucht und stieg auf der gegenüberliegenden Seite wieder in die Höhe. Nach langem Suchen hatte er eine schmale Gasse gefunden, die durch Gestrüpp und überhängende Felsen hinweg führte.

Stundenlang lag der Weltdetektiv am Boden und kroch zwischen den Steinen umher.

Endlich hob er einen Kieselstein in die Höhe und steckte ihn mit befriedigtem Lächeln in die Tasche.

Drei getrocknete Blutstropfen klebten daran.

Sherlock Holmes warf sich aufs Pferd und jagte weiter der gefundenen Spur nach.

---

5. Kapitel.

In der Gewalt des Blutkönigs.

Hinter Amritsar bog die Spur ab. Nach einem Ritt von etwa sieben Stunden durch felsiges Terrain, über Hügel und Felsenhöhlen hinweg, die die letzten

Ausläufer des Himalayagebirges bildeten, stieß Sherlock Holmes auf ein erloschenes Lagerfeuer. Die Pferdehufe, die sich in dem weichen Moosboden markierten, deuteten darauf hin, daß es mindestens hundert Reiter gewesen waren, die hier gerastet hatten.

Weiter ging die tolle Jagd. Der Abend brach herein. Der Weltdetektiv mußte seinem Pferde eine Rast von mehreren Stunden gönnen, wollte er nicht riskieren, daß das Tier plötzlich unter ihm zusammenbrach. Dann wäre sein Schicksal in dieser felsigen Oede, wo vielleicht in Jahren keines Menschen Fuß hinkam, besiegelt gewesen.

Der Hunger machte sich stark bemerkbar, denn Sherlock Holmes hatte, seit dieser unvorhergesehene Ritt begonnen, nichts genossen. Doch unbekümmert um das Weitere, stieg der Weltdetektiv in der zweiten Hälfte der Nacht, da sich die Sichel des Mondes in bleicher Silhouette vom Himmel abzeichnete und das Sternenlicht wie Schnee über den Felsen lag, wieder in den Sattel. Der Ritt wurde immer beschwerlicher und gefährlicher. Bald ging es über steile Höhen hinauf, bald in den abschüssigen Hang hinab, wo das Pferd geführt werden mußte. Vor den verwunderten und gleichzeitig entzückten Augen des Weltdetektivs erhoben sich immer höher und höher die riesigen Bergkuppeln des Himalayagebirges. In Schnee und Eis wuchsen die drohenden, zackigen Kämme in den Himmel hinein.

Gegen Mittag des nächsten Tages stieß Sherlock Holmes auf die Spuren einer größeren Menschenmenge. Verkohlte Lagerfeuer waren in den Felsenhängen zerstreut. Reste von Lebensmitteln lagen umher. Als Sherlock Holmes um eine Felsenecke bog, da blieb er verdutzt, doch mit einem Ausruf des Jubels stehen.

Vor ihm reckte sich eine riesige Feste auf einer Bergzinne empor.

Es war eine Burg auf anderen Burgen. Die Zinnen des Fürstenschlosses wuchsen bis in die Wolken hinein. Es war eine jener alten Festen indischer Machthaber, die von den Engländern erobert worden war. Seitdem aber der Aufstand sich von Kaschmir bis über die nördlichen und östlichen Provinzen erstreckt hatte, war die Befestigung wieder in den Besitz der Sikhs gefallen.

Sherlock Holmes erblickte phantastisch gekleidete Menschen, die, bis an die Zähne bewaffnet, die Wege hin und her eilten, die zu der Burg emporführten. Auf den Plattformen standen zwei Kanonen, welche die Aufständischen offenbar den Engländern abgenommen hatten. Hoch oben auf der höchsten Zinne der Burg wehte die Flagge der Rebellen.

Wohl eine halbe Stunde stand Sherlock Holmes, die Arme verschränkt, an der Biegung des Weges. Zu seiner Seite gähnte ein Abgrund. Vor ihm schlängelte sich ein wenig begangener Fußpfad zu der Burg hinüber. Das Pferd des Weltdetektivs drückte sich hinter ihm ängstlich an die Felsenwand.

Sherlock Holmes stand vorläufig am Ziele. Hierher war also die englische Prinzessin geschleppt worden, hier also schmachteten die für die Aufständischen so wichtigen Gefangenen, mit denen sie einen gewaltigen Druck auf die Engländer ausüben konnten.

Von hier aus liefen offenbar die geheimen Fäden durch das Indische Reich, aus dem die Engländer vertrieben werden sollten. Von hier aus war der Befehl gekommen, den japanischen Offizier zu ermorden, der im Auftrage seiner Regierung einem Verbrecher, der das Geheimnis einer Erfindung gestohlen hatte, dieses wieder abjagen sollte! Mit dieser Burg mußten jene Verbrecher in Verbindung stehen, die in Lahôre, Delhi und allen Städten des nördlichen Indien hausten und wie Bestien unter den Engländern wüteten!

Ein mattes Lächeln glitt für einen Augenblick über die Züge des genialen Kriminalisten.

Wer konnte der Mann sein, der mit solcher Verwegenheit, mit so bestialischer Grausamkeit und einer unglaublichen Schlauheit ganz Indien in Schrecken versetzte?

Sherlock Holmes leitete das Pferd zu einer Stelle, wo es ohne Gefahr den Rückweg finden konnte. Dann schlug er den Pfad ein, der zu dem Palast des Führers der aufständischen Sikhs emporführte.

Er achtete nicht des Geräusches, das das Knacken eines Astes verursachte, er sah nicht das glühende Augenpaar, das aus einem Busch hinter ihm herstarrte. Er sah den Mann nicht, der sich wie eine Schlange bald durch Busch und Moos, bald über den Weg hinüber wand, immer hinter dem einsamen Wanderer her, ohne ihn einen Moment aus den Augen zu verlieren.

Sherlock Holmes hatte in einem Dickicht Halt gemacht. Er zog einige Gegenstände aus der Tasche, setzte sich auf den Boden, rasierte sich, überzog seine Haut mit einer bräunlichen Flüssigkeit, band das Haar, das ziemlich lang war, zurück, warf die Kleider ab und rieb seinen Körper mit der gleichen Flüssigkeit ein, die bereits sein Gesicht gebräunt hatte, und schritt fast nackt auf die Wächter des Schlosses zu.

Der Weltdetektiv war sich klar, daß es vielleicht das gefährlichste Abenteuer seines Lebens war, dem er entgegenging. Er beherrschte die indische Sprache nur teilweise. Würde es ihm gelingen, die scharfen Augen der Sikhs zu täuschen? Würde man ihn wirklich für den halten, für den er sich ausgab, für einen Hindu, der wichtige Nachrichten von einem anderen Teil Indiens dem Radjah bringen sollte?

Sherlock Holmes sollte schnell genug Antwort auf seine Fragen erhalten. Er hatte sich den Wächtern ge-

nähert und gab zu verstehen, daß er vor den Radjah geführt werden wollte.

Sie ahnten nichts von dem Betrug.

Der Ankömmling wurde durch gewundene Gänge hindurchgeführt, über steinerne Treppen hinauf, die ohne Ende zu sein schienen, bis er in dem mit kostbaren Teppichen verzierten Prunkgemache stand, wo man ihm befahl, zu warten.

Er sah sich um. Schmale Oeffnungen in der Wand ließen den Ausdruck frei über das tief gelegene Land. Sherlock Holmes war viele Meilen von der englischen Streitmacht entfernt. Er hatte darauf verzichtet, eine Waffe mit sich zu nehmen, denn sie hätte ihn unbedingt verraten müssen. Er verließ sich in diesem Augenblick ganz allein auf seine Körperkräfte, seine List und seine Erfahrung.

Ein Vorhang wurde zurückgeschlagen. Der Dschogi, welcher den unglücklichen Leutnant White zum Verbrechen und in den Tod gehetzt hatte, stand vor dem falschen Hindu.

„Du willst den Radjah sprechen?" fragte er in indischer Sprache.

Sherlock Holmes kreuzte die Arme über der Brust und entgegnete:

„Guru-yi-ki-fathe. Sieg dem Guru."*)

„Wah Guru. Heil Guru," entgegnete der Dschogi. „Du bringst Nachrichten von unseren Brüdern?"

„Ja. Ich darf sie aber nur dem Radjah selber melden."

Ein hämisches Lächeln verzog die Mundwinkel des Fakirs.

„Der Radjah ist ausgeritten. Er fängt ein englisches Streifkorps ab. Ich vertrete ihn. Sag also ruhig, was du zu melden hast. Ich weiß von vornherein, daß du lügst."

Sherlock Holmes erschrak. Doch keine Miene in seinem Gesichte verriet, was in ihm vorging. Keine Wimper zuckte. Er behielt die gleiche ruhige und demütige Haltung bei, die ihm einem Dschogi gegenüber zukam.

„Ich weiß, daß ein Dschogi stets die Wahrheit spricht und sich niemals irren kann," sagte er und senkte noch tiefer das Haupt. „Du verwechselst mich aber vielleicht mit einem anderen. Ich bin Ralip, genannt der Ueberläufer. Du kannst meinen Worten vertrauen."

Eine Pause folgte. Der Dschogi hatte die Arme verschränkt und sah mit stechenden Blicken auf den nackten Mann vor sich, der die unglaubliche Verwegenheit besessen hatte, sich mitten unter seine Feinde zu begeben.

„Du glaubst also wirklich, daß deine List geglückt sei?"

Sherlock Holmes biß die Lippen zusammen und sah auf. In diesem Augenblick begegneten sich zum erstenmal die Blicke der beiden Männer. In den Augen des Weltdetektivs flammte es auf. Man hätte meinen können, das Feuer, das in seinem Geiste glühte, müsse in hellen Flammen aus seinen Augen, diesen Fenstern der Seele, schlagen. Anders war der Blick des Dschogi. Es war, als ringelten sich Schlangen in seinen Augen, als müßte jeden Augenblick ein giftiger Pfeil ihnen entfliehen, um sich in das Herz des Gegners zu bohren.

Die beiden Männer hatten sich erkannt.

„Du bist Flax," rief Sherlock Holmes mit Donnerstimme. Ohne sich einen Moment zu besinnen, hatten seine muskulösen, braunen Arme sich nach dem lange gesuchten Verbrecher ausgestreckt, hatte sich sein Körper vorgebogen, um den Elenden niederzuwerfen. Jede seiner Muskel war gespannt, jede Sehne hatte sich straff gezogen, doch Tom Flax, der verkleidete Dschogi, war ebenso schnell zurückgesprungen und hatte einen kurzen Pfiff ausgestoßen.

Die Vorhänge wurden lebendig, und ein Dutzend indischer Krieger umringten den großen Detektiv, der sich vor einer Mauer eisenstarrender Speere sah.

„Es wird gut sein, daß Sie keine unnötigen Bewegungen machen, Holmes," sagte Flax in englischer Sprache, die keiner der ungebildeten Sikhs verstand. „Jede Spitze dieser Speere ist in ein furchtbares Gift getaucht. Ein Riß am Arme würde hinreichen, um Ihnen sofort einen Freiplatz im Himmel oder in der Hölle, wie Sie wollen, zu sichern."

Sherlock Holmes wußte selbst, daß die nördlichen Bergvölker Indiens mit Vorliebe ihre Waffen mit Gift bestreichen. Er blieb also regungslos, wie zu Stein erstarrt, stehen.

Der Dschogi brach in ein Lachen aus, das wie das Hohngelächter der Hölle klang.

„Mir scheint, Sie haben da einen dummen Streich gemacht, Holmes, den Sie noch bitter bereuen werden, vorausgesetzt, daß ich Ihnen noch lange Zeit dazu lasse. Ich hatte bereits geglaubt, Sie wären längst in ein besseres Jenseits abgefahren."

Die Mundwinkel des Weltdetektivs zuckten verächtlich.

„Sie glaubten also wirklich, Flax, daß ich dem nächstbesten Meuchelmörder zum Opfer fallen könnte? Sie haben sich nicht gescheut, einen Menschen zu dieser Tat zu dingen, einen Indier, da Sie wohl zu feige waren, sich selbst ans Werk zu machen."

„Sie irren, Mr. Holmes, so leicht habe ich mir die Sache nicht gemacht! Es war ein Engländer, der in meinen Diensten gestanden hat. Kein anderer, als

*) Religiöse Begrüßungsformel der Sikhs; ungefähr das gleiche wie das arabische „Salem Aleikum".

Leutnant White, den die Gewalt meines Willens zum Verbrecher gemacht hat."

Sherlock Holmes machte eine Bewegung des Abscheus und der Wut. Jetzt begriff er, welch furchtbares Werkzeug dieser Unglückliche gewesen war.

„Sie brauchen mir Ihre Anerkennung nicht erst auszusprechen, Holmes," fuhr der entsetzliche Verbrecher fort, „ich habe noch viel bessere Arbeit geleistet. Ja, hier in dieser Burg befinden sich die englische Prinzessin, der Vizekönig von Indien und zwei der hervorragendsten englischen Generäle. Diese Feste ist unterminiert von einer Reihe von Gängen, die mit jenem furchtbaren Pulver gefüllt sind, dessen Geheimnis ich dem gelben Affen abgenommen habe. Wenn jemals englische Soldaten dieses Felsennest betreten sollten, so werden sie samt dem Vizekönig, den Generälen und der Prinzessin so hoch fliegen, daß sie auf den Gipfel des Gaurisankar aus den Wolken herabschauen können. Ich habe mich vorgesehen, Mr. Holmes. Sie haben geglaubt, mich überwunden zu haben! Statt dessen steige ich auf den Höhepunkt meiner Macht! Ich habe den Indern das Geheimnis des Dynamits verkauft. Sie haben mich dafür zum Führer des Aufstandes gemacht. Nicht Tom Flax, nicht der Engländer ist's, der nach der Krone Indiens strebt, nicht der Dschogi ist es, der nach Vernichtung aller Engländer über Indien herrschen wird — der Radjah von Nepal wird Indien regieren — so glauben wenigstens diese Narren, die die gefügigen Werkzeuge meiner hochfliegenden Pläne sind. Wenn ich deine Gebeine den Hunden vorwerfen lasse, Holmes, werde ich bereits einen Thron bestiegen haben, um den mich alle europäischen Fürsten beneiden sollen. Es wird der Sieg des Verbrechens sein!"

Der Dschogi hatte mit pathetischer Begeisterung gesprochen. Sherlock Holmes hatte schweigend zugehört. Nur ab und zu war ein verächtliches Lächeln über sein Gesicht geglitten.

„Du kannst dich den Blutkönig von Indien nennen, Tom Flax," entgegnete Sherlock Holmes nach einer längeren Pause. „Doch nur das Blut, das du vergießest, nicht aber der Königstitel wird über dich kommen, Elender. Wenn ich auch waffenlos, nackt, nicht fähig, mich zu wehren, in deiner Gewalt bin, so wirst du mir doch nicht meinen endlichen Sieg entreißen. Du wirst gestürzt sein, Blutkönig von Indien, ehe die Saat, die du zwischen Leichen gesät hast, hat aufgehen können. Du wirst mich nicht den Hunden vorwerfen, wohl aber wird dein fluchbeladener Körper an einem Stricke baumeln, wenn sich überhaupt ein Henker findet, der dir die Schlinge um den Hals legen mag."

Das Gesicht des Dschogi hatte sich vor Wut entstellt.

„Wie, du wagst es noch, mich zu schmähen?" schrie er zornentbrannt und wandte sich an die Sikhs: „Führt ihn hinweg! Werft ihn in den tiefsten Keller und schmiedet ihn mit sechsfachen Ketten an die Wand! Er soll keine Bewegung machen können. Legt ihm einen Eisenring um seinen Hals und hämmert ihn an die Mauer. Legt ihm Ketten um die Handgelenke und um die Beine, ja selbst um die Stirne! Er soll aufrecht in seinem Grabe stehen, bis es mir beliebt, das Todesurteil über ihn zu fällen."

Zwölf kräftige Indier warfen sich auf Sherlock Holmes und legten ihn in Eisen. Tief unten in einem modrigen Keller, an dessen Wänden die Feuchtigkeit und Fäulnis klebte, stand Sherlock Holmes an die Felsen geschmiedet.

Inzwischen hatte das geflüchtete Pferd des Weltdetektivs ein Mann abgefangen, der auf abgehetztem Klepper der Spur des Weltdetektivs gefolgt war. Er stand an derselben Stelle, von der aus Sherlock Holmes zum erstenmal die Burg der aufrührerischen Sikhs erblickt hatte. In dem Augenblick, da er den alten Operngucker, von dem er sich niemals trennte, und mit dem er sich stets aufs Spurensuchen begab, auf das Schloß hinüber richtete, sah er, wie ein Mann gerade auf die Burg zuschritt. Zehn Schritte hinter ihm schlich sich ein indischer Fakir.

Mr. Tipp Tapp, der große indische Detektiv (nach seiner Meinung) wischte das Glas mit dem schmutzigen Taschentuch ab und sagte zu sich selbst:

„Der Mann dort vorn, der sich nicht schämt, nackt umherzulaufen, ist sicherlich kein anderer als Sherlock Holmes. Der macht ja bekanntlich die unglaublichsten Geschichten. Der Mann hinter ihm hat ihn beobachtet. Ich bin zu spät gekommen, um Sherlock Holmes zu retten. Was soll ich jetzt tun?"

Er überlegte, ob es nicht das beste wäre, mit vier geladenen Revolvern vor die Burg zu reiten und die Auslieferung des Weltdetektivs zu verlangen. Doch dann bedachte Mr. Tipp Tapp, daß er unter Umständen einer Kanonenkugel nicht gewachsen wäre.

„Ich werde nach Lahôre zurückkehren und Hilfe holen," entschied er sich endlich. „Ich werde mit bewaffneter Macht wiederkommen und Sherlock Holmes befreien."

Vorsichtig kroch er nach der Stelle zurück, wo er sein Pferd gelassen hatte. Das Tier, welches Sherlock Holmes geritten hatte, weidete friedlich daneben auf dem spärlichen Grasboden. Ehe Mr. Tipp Tapp sich in den Sattel schwang, nickte er noch einmal nach jener Richtung hinüber, wo die Burg des Radjah lag.

„Das kommt davon, wenn man Detektiv ist und nichts von seinem Berufe versteht. Was würde nun aus dir werden, Sherlock Holmes, wenn Mr. Tipp Tapp nicht wäre? Siehst du nun ein, daß ich der größte Detektiv der Erde bin?"

Er setzte sich auf das Pferd des Weltdetektivs und ritt zurück.

In Lahôre war bereits alles aufgeboten worden, um Sherlock Holmes zu finden, von dem jede Spur verloren gegangen war. Besonders Miß Copper suchte ihn mit unermüdlichem Eifer. Sie war es auch gewesen, die die rechte Spur gefunden hatte und nun Mr. Tipp Tapp auf dem Wege bereits entgegenkam, als dieser nach Lahôre zurückkehrte.

Sie hatte den großen Detektiv Tipp Tapp weder gesehen, noch etwas von ihm jemals gehört. Ihre Frage war daher sehr begreiflich.

„Wer sind Sie und wo kommen Sie her?"

Mr. Tipp Tapp richtete sich im Sattel auf, daß seine kugelige Figur etwas über den Kopf des Pferdes hinübersah, und entgegnete:

„He, wer ich bin? Haben Sie schon von Mr. Tipp Tapp etwas gehört?"

Miß Copper schüttelte den Kopf und sagte ehrlich:

„Nein. Aber der Name kommt mir sehr komisch vor."

Mr. Tipp Tapp sah sie mit strafenden Blicken an.

„Komisch kommt Ihnen der Name vor? Nun, ich tröste mich mit dem Ausspruch des deutschen Dichters: Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen! Also merken Sie sich, ich bin Mr. Tipp Tapp, der große Detektiv aus Kalkutta, der Befreier Sherlock Holmes, der neben Mr. Tipp Tapp ein großer Detektiv ist."

Miß Copper vergaß zu lachen, als sie den Namen Sherlock Holmes hörte.

„Was sagen Sie? Wissen Sie etwas von Sherlock Holmes? Haben Sie ihn befreit? Aber so reden Sie doch! Wo ist er?"

Mr. Tipp Tapp drehte sich im Sattel um und wies mit der Hand nach rückwärts.

„Im Schlosse eines Radjah, oben am Himalaya umgeben von Schnee und Eis, fast unerreichbar für einen Sterblichen. Aber ich bin ihm gefolgt. Ich bin 5000 Meter hoch gestiegen, habe furchtbare Gletscher überschritten, bin über Abgründe hinweg, die so breit waren wie der Atlantische Ozean —"

„Hören Sie auf," sagte Miß Copper. „Wenn nur der zehnte Teil von dem wahr ist, was Sie sagen, so muß ich doch schon glauben, daß Sherlock Holmes in Gefangenschaft geraten ist."

Der große Detektiv aus Kalkutta erzählte nun sehr weitschweifig, unter Hervorhebung seiner eigenen Verdienste und indem er berichtete, wie er allein mit zwanzig indischen Rebellen gekämpft hätte, die Geschichte von der Gefangennahme des Weltdetektivs.

Miß Copper überlegte. Sie begriff, daß in dieser furchtbaren Situation niemand dem Weltdetektiv helfen konnte als sie und Harry. Harry befand sich noch auf See. Die englischen Offiziere und Soldaten konnten nichts nützen, denn, selbst angenommen, es gelang, mit bewaffneter Macht das Schloß des Radjah zu stürmen, was noch gar nicht sicher war, würde Sherlock Holmes nicht bis dahin einem furchtbaren Schicksal verfallen sein?

Nur mit List war es möglich, ihn aus den Händen der Rebellen zu befreien.

Sie eilte nach Lahôre zurück und schickte ein langes Telegramm an den Polizeichef von Kalkutta, worin sie ihn ersuchte, Harry Taxon sofort zu sich zu bescheiden, wenn der „Sniveller" den Hafen anliefe. In einem zweiten teilte sie dem Gehilfen des großen Detektivs mit, was geschehen war, und forderte ihn auf, ihr zu folgen.

Dann suchte sie den Kommandeur von Lahôre auf und hatte eine lange Unterredung mit ihm.

„Ich werde sofort den Versuch machen, Mr. Holmes allein zu befreien," beendete sie ihre Erzählung. „Wenn Sie inzwischen etwas tun könnten, um die Rebellen einzuschüchtern, so würde dies gewiß mein Werk erleichtern. Wenn Harry Taxon, der bekannte Gehilfe des Weltdetektivs, nach Lahôre kommt, so lassen Sie ihm, bitte, den Weg zeigen, der in die Klüfte des Himalaya führt."

Der General hatte schweigend zugehört.

„Sie werden vergebens Ihr Leben opfern," sagte er. „Warten Sie, bis unsere Truppen den Marsch angetreten haben.

In drei Tagen werden mehr als zwölftausend Mann in die Berge abgehen."

„Wie, Sie wollen den Rebellen eine ernstliche Schlacht liefern?"

„Ja. Lesen Sie das Schreiben, welches der Radjah von Rampure, wie sich der neue Führer der Rebellen nennt, an mich richtet."

Der General übergab Miß Copper ein Schreiben. Es lautete:

An die englische Militärregierung in Indien.

Ich, der Radjah von Rampure, teile Ihnen mit, daß ich mich zum König von Indien habe wählen lassen. Ich fordere die englische Regierung auf, mir freiwillig das nördliche Indien abzutreten, wofür ich bereit bin, den Krieg zu vermeiden. In vier Wochen findet meine Vermählung mit einer englischen Prinzessin statt, derselben, die ich aus Lahôre habe entführen lassen, um England zu zwingen, meine Wünsche anzuerkennen. Weigert sich England, mir zu gehorchen, so werden die Gefangenen eines schrecklichen Todes sterben. Ich werde Indien mit Feuer und Schwert verwüsten.

Der Radjah von Rampure.

„Man möchte lachen, wenn die Sache nicht so

verflucht ernst wäre," sagte der General zu Miß Copper, als sie den Brief gelesen hatte. Diese hielt das Schreiben noch immer in der Hand und starrte darauf nieder, als habe sie vollständig auf die Gegenwart vergessen.

„Das Schriftstück ist in englischer Sprache abgefaßt," flüsterte sie.

„Ja, dieser Radjah beherrscht die englische Sprache sogar sehr geläufig."

„Die Schrift kommt mir sehr bekannt vor — ich habe sie schon einmal wo gesehen — ah, ich erinnere mich. Wissen Sie, Herr General, wer dieser Radjah von Rampure ist?"

„Nein, ich denke, irgendein indischer Abenteurer, ein Aufwiegler."

„Bereiten Sie sich vor, Herr General, einen fürchterlichen Kampf auf Leben und Tod mit diesem Manne zu bestehen. Es ist Tom Flax, der größte Verbrecher der Weltgeschichte."

Damit eilte sie hinaus und begab sich in ihre Wohnung, um die Vorbereitungen zu treffen, den Meister aus der fürchterlichen Gefahr, in der er sich befand, zu retten.

Um dieselbe Stunde erhielt der General die Nachricht, daß der Radjah von Nepal, der treue Bundesgenosse Englands, ermordet in einer Schlucht des Dhawallagiri aufgefunden worden sei.

Die Leiche war schon halb verwest und wies zahlreiche Dolchstiche auf.

Der General schüttelte den Kopf.

„Man könnte meinen, die Welt ginge nicht mehr in ihrem alten Geleise," murmelte er. „Vor wenigen Tagen noch war der Radjah unser Gast. Dann ist er nach Nepal abgereist. Hätte man ihn inzwischen ermordet, so könnte seine Leiche unmöglich schon halb verwest sein. Wie reimt sich das zusammen? Welch dunkle und blutige Geheimnisse walten hier?"

Er fand keine Antwort auf seine Fragen. Nur zwei Menschen konnten sie lösen. Das waren Tom Flax und Sherlock Holmes.

Miß Copper brachte nahezu einen halben Tag in ihrem Hotel zu. Nachdem sie mit allen Vorbereitungen fertig war, machte sie sich daran, Mr. Tipp Tapp in seiner neuen Rolle zu unterrichten. Der große Detektiv aus Kalkutta ließ es sich unter keinen Umständen nehmen, Sherlock Holmes in eigener Person zu befreien. Miß Copper mußte fürchten, daß er ihr folgen und alles verderben würde, sie hatte daher beschlossen, ihn selbst mitzunehmen, damit er unter ihrer eigenen Aufsicht stand.

Als die Dämmerung sich über Lahôre herabsenkte, verließ ein indischer Reiter, der in der farbenreichen Tracht des Pandschab, die gar nicht zu dem Umfang seiner Figur stimmte, einer großen Pomeranze glich, auf prächtig geschmücktem Pferd die Stadt. Neben ihm her ritt auf einem Esel ein tief verschleiertes, schönes, indisches Mädchen. Die Nägel ihrer Hände waren mit Hennah rot gefärbt, die Augenbrauen waren geschwärzt, die dunklen Pupillen der Augen durch eine Flüssigkeit vergrößert worden. Ein bezaubernder Glanz leuchtete in ihnen. Mehr konnten die wenigen Fußgänger, welche den beiden seltsamen Gestalten begegneten, nicht sehen, denn die junge Indierin war bis zu den Augen tief verschleiert.

Ihnen folgte ein Esel, der mit Lebensmitteln bepackt war. Diese kleine Karawane schlug den Weg ein, den drei Tage vorher Sherlock Holmes genommen hatte.

Um Mittag des nächsten Tages führten die Wachen einen indischen Sklavenhändler, einen fetten, dicken Kerl, der unausgesetzt sprach und renommierte mit einer jungen Sklavin, in den Palast des neuen Königs von Indien. Ein baumlanger Neger, der Aufseher des Harems, den der Radjah nach dem Muster der indischen Fürsten sich bereits zugelegt hatte, empfing den Sklavenhändler mit der jungen Sklavin.

„Wer bist du, und was machst du hier?" fragte er den kleinen runden Indier.

Es war ein Glück für Mr. Tipp Tapp, Miß Copper und Sherlock Holmes, daß der große Detektiv aus Kalkutta das Indische geläufig beherrschte.

Er war von seiner Mission derart durchdrungen, daß er vollständig vergessen hatte, in welche Gefahr er sich begeben hatte.

Er fühlte sich als Held und handelte danach.

„Wer ich bin? Das weißt du nicht, schwarzer Teufel? Ich bin Tipp Tapp, der berühmte Det — wollte sagen, der bekannte Händler, den jeder Radjah im nördlichen Indien kennt. Von wem hat der Radjah von Kaschmir seine Lieblingsfrau gekauft? Von mir! Ganz Indien kennt mich, und du ausgerechnet hast noch nie etwas von Tipp Tapp gehört?"

„Laß das Mädchen sehen, ob wir's gebrauchen können," sagte der Neger brutal und schob Miß Copper in die Helle des Saales vor; in dem diese Verhandlung stattfand. Er zerrte den Schleier von ihrem Gesicht und riß ihr die Kleidung halb vom Leibe. Mit forschenden Kennerblicken betrachtete er die schöne, junge Gestalt, während eine tiefe Röte die Schminke der jungen Engländerin durchbrach.

„Ich denke, sie wird dem Radjah gefallen," sagte der Neger. „Was verlangst du für die Sklavin?"

Mr. Tipp Tapp, dem es darum zu tun war, in dem Palast zu bleiben, ließ nun eine ganze Suada los und überschüttete den Neger mit einem Hymnus von Lobpreisungen auf die junge Sklavin. Diese wurde von den Haremswächtern übernommen und weggeführt.

Nach langem Feilschen wurden der Neger und der Händler einig. Inzwischen wurde ersterer weggerufen und Mr. Tipp Tapp konnte sich entfernen, ohne daß jemand ihm weitere Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Er mischte sich unter die zahlreichen Banditen, die sich Soldaten nannten und die Burg des Radjah füllten.

Indem er sie mit den unglaublichsten Räubergeschichten unterhielt, wartete er auf die Stunde, wo er Sherlock Holmes befreien konnte.

Doch drei Tage vergingen, ohne daß sich ihm auch nur die geringste Gelegenheit dazu geboten hätte. Miß Copper war im Harem eingesperrt und bereute schon ihr übereiltes Vorgehen. Mr. Tipp Tapp aber mußte sich damit begnügen, die Vorbereitungen zu beobachten, die zum Empfang der Engländer getroffen wurden. Von allen Seiten her zogen sich die aufständischen Indier hier zusammen. Rings um das Schloß lagerten sie. Tagelang kamen neue Menschenscharen, um sich unter den Oberbefehl des Radjah von Nepal zu stellen. Sie wußten nichts von den Nachrichten, die der englische General erhalten hatte, bald nachdem der wirkliche Radjah von Nepal tot aufgefunden worden war.

Mr. Tipp Tapp trieb sich gerade in den Gängen des Schlosses umher, als eben eine Eskorte von Soldaten an ihm vorüberkam. Sie führten in der Mitte Sherlock Holmes.

Mr. Tipp Tapp heftete sich sofort an ihre Sohlen, wurde aber zurückgetrieben, als die Soldaten mit dem Gefangenen in dem Saale verschwanden, wo der Radjah von Nepal wohnte.

Nach einer Weile kamen auch die Sikhs wieder heraus. Sherlock Holmes stand in Fesseln allein vor Tom Flax, dem Blutkönig von Indien.

Dieser maß ihn eine Weile mit spöttischen Blicken.

„Ich habe mich entschlossen, der Komödie ein Ende zu machen," sagte Flax. „Die Engländer rücken heran. Heute morgen wird der Entscheidungskampf stattfinden. Ich werde diese Narren in die Burg locken und die Hälfte von ihnen in die Luft sprengen. Die andere Hälfte hauen wir in Stücke. Vorher wollen wir beide abrechnen, denn für uns zwei ist nicht Raum genug auf der Welt. Bereitet Euch zum Tode vor, Sherlock Holmes."

Tom Flax hatte offenbar geglaubt, die Worte müßten eine niederschmetternde Wirkung auf den Detektiv ausüben.

Doch dieser fragte lächelnd: „Und welche Todesart haben Ew. Königliche Verbrecher-Hoheit für mich ausersehen?"

Die Augen des Schurken glühten vor Wut bei diesen höhnischen Worten.

„Der Spott soll dir vergehen, Sherlock Holmes," brüllte er. „In drei Stunden ist nichts mehr von dir übrig! Verstehst du! Nichts! Nichts! Ich will den Sikhs ein Schauspiel geben, das sie zu noch größerer Tapferkeit entflammen soll. Du wirst in zwei Stunden in den Hof gebracht werden, der sich hinter dem Palast ausdehnt. Dort wirst du mit einem riesigen bengalischen Tiger kämpfen. Besiegt er dich, so kennst du dein Schicksal. Die Bestie wird eine gute Mahlzeit halten. Solltest du wider alles Erwarten mit dem Tiere fertig werden —"

„Was dann?" fragte Sherlock Holmes aufblickend.

„Dann werde ich ein zweites Vieh gegen dich loslassen," erwiderte der Verbrecher lachend. „Mache dich bereit. Damit die Sache nicht so schnell geht und ich sowie die Sikhs ein Schauspiel haben, werde ich dich mit einem indischen Schwert bewaffnen lassen. Du magst dich wehren und dein Leben noch um eine kurze Spanne Zeit verlängern. Bist du nun überzeugt, daß in drei Stunden nichts mehr von dir übrig ist? Mußt du mir nicht das Kompliment machen, Freund Holmes, daß ich einen ausgezeichneten Henker für dich gewählt habe?"

Sherlock Holmes zuckte die Achseln und schwieg. Tom Flax verließ das Zimmer.

Der Weltdetektiv wurde bald darauf in den Hof gebracht, wo bereits die Vorbereitungen für das Schauspiel getroffen wurden.

6. Kapitel.

Sherlock Holmes als Tierkämpfer.

Ein Kreis von vielen Hunderten von Indiern umschloß gleich einer undurchdringlichen Mauer den Hof. Einige Kriegselefanten waren für die Weiber des Harems und für die Vornehmsten der Sikhs aufgestellt worden, damit sie das Schauspiel besser übersehen konnten. Nur an einer einzigen Seite befand sich niemand. Das war dort, wo eine riesenhafte Mauer den Hof nach außen hin abschloß. Eine hohe Palme überragte diese. Hier konnte sich niemand aufhalten, wollte er nicht Gefahr laufen, selbst der Bestie, mit welcher der Verurteilte kämpfen mußte, zum Opfer zu fallen.

Der Hof wurde mit Sand bestreut. Dann wurden dem Detektiv die Ketten abgenommen, man drückte ihm ein Schwert in die Hand und ließ ihn in der Mitte des Hofes stehen, den alle Indier verließen, um hinter einer hohen Barriere Aufstellung zu nehmen.

Zwanzig indische Sklaven schleppten einen riesigen Käfig in das Innere des Hofes. Sie öffneten die Tür und liefen sogleich davon, so schnell sie ihre Beine tragen wollten.

Ein mächtiger Königstiger verließ langsam sein Gefängnis. Er blinzelte in die glühende Sonne hinauf, reckte und dehnte den riesenhaften Körper mit den furchtbaren Pranken und schritt gravitätisch in die Mitte des Hofes.

Der Hohn und das Selbstbewußtsein, welches

Sherlock Holmes dem Verbrecherkönig gegenüber zur Schau getragen hatte, war nicht echt gewesen. Der Weltdetektiv hätte ein Narr sein müssen, hätte er das Furchtbare seiner Lage nicht voll und ganz begriffen. Er sah wohl ein, daß es jetzt keinen Ausweg mehr für ihn gab. Die größte Tapferkeit, List, Mut, Schlauheit, Stärke, was nützte dem Detektiv das alles im Kampfe mit dieser blutgierigen, riesenstarken Bestie?

Und selbst wenn es ihm gelang, das Raubtier, das vor ihm stand, zu überwinden, war ihm dann der Tod nicht ebenso sicher? Es war nicht daran zu denken, diese Menschenmauer, die durch aufgestellte Elefanten verstärkt war, zu durchbrechen.

Die letzte Stunde des mutigen Mannes, der mit seinen kühnen Abenteuern und gefahrvollen Erlebnissen die Welt erfüllt hatte, war gekommen. Nichts blieb ihm mehr übrig, als der Entschluß, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen.

Die Bestie war eine Weile stehen geblieben und hatte den Mann, der ohne eine andere Wehr als ein kurzes Schwert ihm gegenüberstand, mit neugierigen Augen betrachtet. Sherlock Holmes regte sich nicht. Er hatte das mächtige Tier ins Auge gefaßt und verwandte keinen Blick davon.

Dieses starre Auge, der mächtige Wille, der von diesem einzelnen Menschen ausging, beunruhigte den Tiger und erregte zu gleicher Zeit seine Wut. Er beschrieb schnaubend mit dem Kopf einen Kreis in der Luft und peitschte mit dem Schweife den Sand, daß dicke Wolken aufflogen.

Doch Sherlock Holmes regte sich nicht. Er schien aus Marmor gemeißelt zu sein. Er wußte, daß nur ein Zucken seiner Augen ihn der Bestie überliefert hätte.

Der Tiger fletschte die Zähne. Im Licht der Sonne glänzte das unheimliche, mächtige Gebiß. Aus seinem Rachen kam ein wütendes Gebrüll.

So standen sich die beiden Gegner einige Minuten gegenüber. Dieses Schauspiel befriedigte die blutdürstigen indischen Verbrecher aber nicht. Ein paar Pfeilspitzen bohrten sich in das Fell des Tigers und stachelten seine Wut auf.

Die Bestie stieß ein neues wütendes Brüllen aus. Der Schatten der Pfeile hatte den Bann des Blickes gebrochen. Der Tiger duckte sich, setzte sich auf die Hinterpranken, spannte die Muskeln und flog im nächsten Augenblick durch die Luft, auf die Stelle zu, wo sein Gegner stand. Doch dieser hatte jede Bewegung des Tigers mit ruhigen, scharfen Augen beobachtet. In dem Augenblick, wo der Tiger zum Sprunge ansetzte, war er beiseite geschnellt. Der schwere Körper der Bestie fiel in den Sand nieder. Im selben Augenblick sprang Sherlock Holmes auf den Tiger zu, und ehe dieser sich hatte umwenden können, hatte ihm der Detektiv die Klinge hinter dem Kopf in den Hals gestoßen.

Die Wunde hätte unter Umständen tödlich sein können. Doch Sherlock Holmes hatte keine Zeit gehabt, genau auszumessen, an welcher Stelle der Stoß geführt werden mußte. Er riß das Schwert aus der Wunde und floh in langen Sätzen davon, verfolgt von der rasenden Bestie, hinter der sich ein breites Blutband über den Sand zog.

Plötzlich eilte ein Mensch quer durch die Arena. Er hielt in jeder Hand einen Revolver. Ein Schrei des Erstaunens lief durch die Reihen der Zuschauer. Sowohl Sherlock Holmes wie der Tiger sahen verblüfft dem Eindringling entgegen.

„Was sagen Sie nun?“ rief der kleine, dicke Mann. „Ich bin gekommen, Sie zu retten. Mein Name ist Tipp —“

Er kam nicht weiter. Die Bestie hatte kaum den neuen Feind erblickt, als sie mit langsamen, majestätischen Schritten auf ihn zuging, als wollte sie sich erst vergewissern, mit wem sie es zu tun hatte.

„Wahrhaftig, das Vieh hat es jetzt auf mich abgesehen,“ rief Mr. Tipp Tapp und riß aus. Diese unwürdige Behandlung, die der neue Kämpfer ihm zu teil werden ließ, schien den Tiger zu beleidigen. Er fand es nicht einmal für wert, einen Sprung zu machen. Er beschleunigte nur seine Gangart und verfolgte Mr. Tipp Tapp, der in ungewöhnlichen Sprüngen kreuz und quer dahin lief.

Endlich faßte er Mut, drehte sich um und schoß einen Revolver ab. Der Schuß entflammte die Wut des Tigers. Er setzte die Pranken zum Sprunge an —

„Mr. Holmes, Mr. Holmes,“ schrie Tipp Tapp mit kläglicher Stimme, „das Vieh frißt mich auf, machen Sie schnell!“

Der Weltdetektiv hatte ohnedies schon mehrmals versucht, die Aufmerksamkeit der Bestie wieder auf sich zu lenken. Er näherte sich rasch dem Tiger und kreuzte seinen Weg. Im Augenblick vergaß die Bestie ihren neuen Feind und wandte sich wiederum gegen Sherlock Holmes. Dieser stand einen Augenblick so dicht neben dem Tiger, daß er ihm einen neuen, wuchtigen Schwerthieb versetzen konnte. Dann wandte er sich, um durch neuerliche Flucht das geschwächte Tier zu ermüden.

Die Jagd währte nicht lange. Ein paar Kreuz- und Quersprünge des Detektivs — dann flog wieder der riesige Schatten durch die Luft, und knapp vor Sherlock Holmes fiel das Tier nieder. Der rettende Sprung, den dieser gewagt hatte, war zu kurz gewesen. Die linke Vorderpranke der Bestie riß ihm die Kleider am rechten Bein auf, daß auch die Haut des Schenkels verletzt wurde.

Wildes Beifallsgebrüll erfüllte die Luft.

Doch auch die Bestie war so geschwächt, daß sie nicht mehr imstande war, den Sprung zu erneuern. Sherlock Holmes sprang in einem kühnen Satz über sie hinweg und stieß noch einmal das Schwert in die Flanken des Tigers. Schweißbedeckt, schäumend, mit einem Gebrüll, das die Elefanten erschreckte, wandte sich dieser abermals gegen seinen Feind.

Sherlock Holmes floh wieder im Zick-Zack, da flog ein Stein gegen ihn. Tom Flax, der feige, heimtückische Zuschauer dieses Kampfes, der befürchten mochte, daß der Kampf zugunsten dieses Helden enden würde, hatte ihn geschleudert und Sherlock Holmes am linken Knie getroffen und ihn für einen Augenblick unfähig gemacht, die Flucht fortzusetzen.

Inzwischen hatte der Tiger ihn erreicht. Sherlock Holmes raffte sich auf und versetzte der Bestie einen wuchtigen Schwerthieb über die Pranken, die sich gegen ihn erhoben hatten.

Trotzdem war der Kampf entschieden. Noch Sekunden, und Sherlock Holmes, der kühne Held, mußte unter der Last, unter den Krallen und den furchtbaren Zähnen des Königstigers verbluten.

Er wollte sich aufrichten, doch ein Hieb der Bestie warf ihn nieder. Schon beugte sich der Tiger über ihn, da erschütterte neues Gebrüll die Luft; das Tier machte einen Satz ins Leere, als wollte es sich gegen einen neuen, unbekannten Feind wenden, setzte zum Sprunge an, brach zusammen, streckte die Pranken von sich und verendete.

Sherlock Holmes hatte sich erhoben, zwar blutüberströmt, aber trotz des Blutverlustes im Vollbesitz seiner Kräfte. Er allein erblickte jetzt, als er nach der Mauer sah, zwei Gewehre, die sich zwischen die breiten Blätter der Palme hindurchgeschoben hatten.

Eine atembeklemmende Stille war eingetreten. Tom Flax saß bleich auf seinem Elefanten, überlegend, welchen fürchterlichen Befehl er den Sikhs geben sollte, um den Weltdetektiv auf der Stelle zu töten.

Er hatte nicht darauf geachtet, daß der Elefant, der zu seiner Linken stand, immer näher und näher an ihn herangerückt war. An seiner Seite saß ein junges, blühendes Mädchen von auffallender Schönheit, das lächelnd dieses fürchterliche Schauspiel beobachtete.

In ihren Augen glänzte der Wahnsinn. Es war Miß Waller, das Lieblingsweib des Radjah.

Er wandte sich um und sagte zu einem der Befehlshaber:

„Steige hinab und laß von den besten Bogenschützen ein Wettschießen auf den Kerl veranstalten. Ehe ich zwölf Atemzüge getan habe, muß er sich in seinem Blute —"

Er brach ab und fuhr mit der Hand nach der Brust. Eines der Mädchen, welches sich auf dem zweiten Elefanten befunden hatte, war herübergesprungen und hatte blitzschnell einen Dolchstoß gegen das Herz des Verbrechers geführt.

Auf einen Moment der atembeklemmenden Stille folgte eine furchtbare Verwirrung. Man sah den Radjah wanken, die Sikhs durchbrachen die Hürden, ein ungeheures Geschrei erhob sich, die meisten wußten nicht, was vorgefallen war.

In diesem Augenblick erfüllte Trompetengeschmetter die Luft. Die englischen Truppen rückten heran, Schüsse krachten. Niemand wußte, von wem er angegriffen wurde und wohin er sich zur Abwehr zu wenden hatte. Die Elefanten scheuten, rannten durcheinander und traten die dichtgedrängten Menschen unter die gewaltigen Füße.

Sherlock Holmes hatte die Szene beobachtet, als der Radjah unter dem Dolchstoß des Haremmädchens gewankt hatte. Er war vom Elefanten geglitten, hatte sich aber rasch wieder erhoben und war in der Menge verschwunden, die sich wie ein brausendes Meer um ihn schloß.

Der Weltdetektiv wollte ihm folgen, doch daran war in diesem Augenblick nicht zu denken. Erhitzt und mit Schweiß bedeckt tauchten plötzlich zwei Männer neben ihm auf.

Es waren Harry und der Kapitän des „Sniveller".

„Das war die höchste Zeit!" rief Harry dem Meister zu, „wir sind geritten, als säße uns der Teufel im Nacken."

„Der Radjah ist verschwunden!" erwiderte Sherlock Holmes hastig. „Folgt mir, wir überklettern die Mauer. Ich möchte schwören, daß er die Burg bereits verlassen hat."

„Laßt den Radjah laufen," warf der Kapitän ein. „Sie sind schwer verletzt, Mr. Holmes."

„Es ist Tom Flax," stieß Sherlock Holmes zwischen den Zähnen hervor. Eine indische Mädchengestalt tauchte neben ihm auf. Es war die, welche den Dolchstoß gegen den Verbrecher geführt hatte. Durch das Panzerhemd, welches Tom Flax unter seinem Gewand getragen hatte, war der Versuch, ihn zu töten, mißglückt.

„Miß Copper," rief der Detektiv mit einer Stimme, in die sich Erstaunen und Rührung mischte. „Vorwärts, die Gefahr ist noch nicht vorüber! Wir müssen versuchen, uns durch diese verrückten Menschen hindurch zu arbeiten."

„Die Gefangenen, Mr. Holmes! Sie vergessen die Gefangenen," erinnerte Miß Copper und wandte sich dem Seitengebäude der Burg zu. Ohne weiter ein Wort zu verlieren, eilte Sherlock Holmes, gefolgt von den übrigen, hinter ihr her.

Sie hatten bald die Treppe gefunden, die in das Verlies hinabführte. Sherlock Holmes eilte ihnen voraus. Von Zeit zu Zeit mußte er stehen bleiben

und sich an den granitenen Wänden festhalten. Der starke Blutverlust, den ihm die von dem Tiger geschlagene Wunde verursacht hatte, machte sich mehr und mehr bemerkbar.

Nachdem die Europäer etwa zwanzig Meter tief bis in das Innere der Erde vorgedrungen waren, hatten sie den Kerker der englischen Prinzessin und des Vizekönigs erreicht. Diese beiden sowie die zwei Generäle, welche ebenfalls gefangen waren, befanden sich hinter einer starken Gittertür.

Sherlock Holmes rief ihnen zu, sich an die Seiten der Wände zu drücken, dann nahm er das Gewehr, welches Harry in Händen trug, und gab mehrere Schüsse auf das Schloß der Tür ab.

Sie sprang auf.

Die Prinzessin war so ermattet, daß sie nicht imstande war, den Weg zurück anzutreten. Harry nahm sie in die Arme und eilte mit ihr die Treppe hinauf, Sherlock Holmes, Miß Copper und der Kapitän folgten mit den übrigen Befreiten.

Unter anderen Umständen wäre es den Europäern nicht möglich gewesen, zu entkommen, denn hundert Feinde umgaben sie, jetzt aber dachte niemand daran, sie an ihrer Flucht zu hindern. Die Verwirrung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Die Sikhs, welche vor der Burg gelagert hatten, waren von den Engländern überfallen und geschlagen worden. In Trupps von Hunderten wälzten sie sich auf die Burg zu, um diese gegen die siegreich vordringenden Engländer zu verteidigen.

Kanonen donnerten, und ein ununterbrochenes Geknatter von Gewehrfeuer hatte eingesetzt.

Die Flüchtlinge hatten die gegenüberliegende Seite, die aus dichtem Busch bestand, erreicht. Der Elefant des Rajahs stand ruhig an dem riesigen, alten Tore, das den Ausgang des Hofes aus dem Palast bildete.

Ohne ein Wort zu verlieren, nahm Sherlock Holmes das Tier am Ohr und schwang sich auf seinen Rücken. Harry und die anderen folgten seinem Beispiele.

Der große Kriminalist trieb den Elefanten dem Ausgang zu. Mit seiner mächtigen Stirn durchbrach er die Hürden und eilte in langen Schritten hinaus.

Plötzlich erscholl hinter den Flüchtigen eine Stimme:

„Mr. Holmes, nehmen Sie mich mit! Ich habe Sie doch gerettet."

Es war Tipp Tapp, der hinter dem Elefanten daher geeilt kam. Sherlock Holmes wollte das Tier zum Stehen bringen, doch es ließ sich nicht mehr zurückhalten. Vergebens waren die Versuche des Weltdetektivs, der infolge des Blutverlustes so geschwächt war, daß er sich kaum auf seinem Sitz halten konnte, es zum Gehorsam zu bringen.

Der Elefant trabte mit seinen Reitern die Straße dahin, die sich in vielen Windungen in das Tal hinabzog.

Als Mr. Tipp Tapp sah, daß ihn keiner der Feinde verfolgte, wandte er sich nach rechts, lief um die Burg herum und stieg den Abhang hinab, um auf dem schnellsten Wege in das Lager der Engländer zu kommen.

Weder Sherlock Holmes noch seine Begleiter ahnten, daß die Wildheit des Tieres ihre Rettung wurde. Als sie das Tal erreicht hatten, gelang es dem Detektiv endlich, die Herrschaft über den Elefanten zu gewinnen. Harry war auf den glücklichen Gedanken gekommen, die Spitze seines Messers als Leitspeer zu benutzen. Das Tier, gewohnt, der Spitze des Speeres zu gehorchen, trabte nun willig in einem großen Bogen dem englischen Lager zu.

An eine Verfolgung des Flüchtlings war nicht mehr zu denken. Die Herrschaft des Blutkönigs von Indien war ein für allemal gebrochen. Doch der Elende, der unzählige Verbrechen auf dem Gewissen hatte, durch den der Aufstand in Indien heraufbeschworen worden war, befand sich wieder in Sicherheit.

Die englischen Truppen gingen in breiten Kolonnen vor, um die Burg des Radjah zu stürmen, als plötzlich alles ins Stocken geriet. Die Burg war voll besetzt von den Indiern, die vor den Engländern geflüchtet waren. Es mochten viele Tausende sein, die sich in dem Kastell befanden.

Plötzlich sah man auf der höchsten Zinne ein Weib auftauchen. Wild flatterndes Haar umrahmte ihr Gesicht. In ihrer Rechten trug sie eine Fackel. Sie lief das Dach entlang und war plötzlich verschwunden.

Die Offiziere hatten sie durch ihre Gläser erkannt.

Es war Miß Waller.

In diesem Augenblick rollte ein fürchterlicher Donner über die Erde. Es war, als wollte sie in Stücke bersten. Ein Krachen folgte — Hunderte von Engländern, die der Burg am nächsten standen, wurden in die Höhe gehoben und wie Fliegen hinweggeweht. Ein wildes Getöse entstand, durchschüttert von tausendstimmigem Geschrei und Gebrüll — dann schoß eine riesenhafte Feuersäule zum Himmel empor. Felsen, Balken, Steine, Menschen und Tiere flogen durch die Luft — der Himmel verfinsterte sich — Feuergarben schossen über das englische Lager — es war ein Anblick voll unmenschlichen Grauens, wie ihn nur die Vorstellung des Endes der Welt erwecken kann.

Die Burg des Blutkönigs von Indien war in die Luft geflogen und hatte Tausende von Aufständischen unter sich begraben. — — — — — — — — — —

Am Abend dieses ereignisvollen Tages, da die englische Armee ihre Vorbereitungen traf, um am

nächsten Tage den Rückmarsch nach Lahôre anzutreten, lag Sherlock Holmes verbunden auf seinem Feldlager.

„Wir setzen morgen die Verfolgung fort," sagte er zu Harry und Miß Copper. „Ich denke, bis dahin wird es mir wieder möglich sein, wenigstens einen Elefanten zu besteigen. Der Elende hat diesmal ein Gebäude des Verbrechens auf Blut und Leichen aufgebaut, das einzig in der Geschichte aller Zeiten dasteht. Er hat den Radjah von Nepal auf seiner Reise nach Lahôre ermordet und ist statt seiner in dieser Stadt aufgetreten. Er war der Dschogi und Radjah in einer Person, je nachdem es die Verhältnisse erforderten. Es war vorauszusehen, daß der Abfall des Radjah von Nepal einen ungeheuren Einfluß auf die indischen Bergvölker ausüben mußte. Nur so ist es erklärlich, daß Tom Flax sich zum König von Indien ausrufen lassen konnte, wenn sein Königtum auch nur wenige Tage gedauert hat."

Sherlock Holmes hatte kaum ausgesprochen, als ein schweißbedeckter Mann hereintrat, der einen Gefesselten mit sich führte.

„Was sagen Sie nun, Mr. Holmes?" fragte der kleine, dicke Kerl.

„Ich bin so von Staub und Blut entstellt, daß Sie mich wahrscheinlich nicht erkennen werden. Ich bin Tipp Tapp, der größte Detektiv aus Kalkutta, und habe Tom Flax gefangen. Was sagen Sie nun?"

Damit deutete er auf einen zitternden, halbnackten Menschen, der allerdings einige Aehnlichkeit mit dem berüchtigten Verbrecher hatte.

Sherlock Holmes warf einen Blick auf ihn und sagte:

„Geben Sie den Mann frei, Mr. Tipp Tapp, das ist nicht Tom Flax."

„Wo denken Sie hin, Mr. Holmes? Ich werde Tom Flax doch kennen, wo ich einen Steäbrief von ihm in der Tasche habe! Uebrigens hat der Bursche bereits gestanden, daß er Tom Flax ist."

Sherlock Holmes und seine Begleiter sahen verblüfft auf Mr. Tipp Tapp und seinen Gefangenen. In diesem Augenblick trat ein englischer Offizier ein, warf einen flüchtigen Blick auf den Gefesselten und auf den großen Detektiv von Kalkutta und sagte wütend:

„Mann, wie können Sie sich erlauben, meinen Diener zu überfallen und zu verhaften?"

„Ich bin Mr. Tipp Tapp und kein Mann," entgegnete der Detektiv aus Kalkutta würdevoll. „Uebrigens hat dieser Mann mit dem Kopfe genickt, als ich ihn fragte, ob er Tom Flax sei."

„Das kann schon sein," entgegnete der Offizier. „Er ist nämlich taubstumm."

Es blieb dem großen Detektiv aus Kalkutta nichts anderes übrig, als den Gefangenen auszuliefern.

„Ich werde den berühmten Verbrecher Flax doch noch einfangen," erklärte er hoheitsvoll dem Weltdetektiv. „Sagen Sie aber, Mr. Holmes, was wäre aus Ihnen geworden, wenn ich Sie nicht aus den Klauen des Tigers gerettet hätte? Uebrigens muß ich Miß Copper meine volle Anerkennung aussprechen. Sie wäre wahrhaftig würdig, die Frau des berühmten Mr. Tipp Tapp zu werden. Was sagen Sie dazu, Miß Ethel Copper?"

„Gar nichts, Mr. Tipp Tapp," entgegnete das junge Mädchen lachend.

„Damned, das war die höflichste Antwort, die Sie finden konnten," brummte der Kapitän des „Sniveller" und schob einen neuen Priem in seine Backe.

Titel der nächsten Nummer (93): **Der Henker von London.**

Die Abenteuer des amerikanischen Professors Flax sind in den Bänden

Nr. 84: **Professor Flax, der Massenmörder,**
Nr. 85: **Eine Verfolgung durch die Wüste,**
Nr. 88: **Das Verbrecherhaus auf Korfu,**
Nr. 89: **Die Gefangene des Glockenturms,**
Nr. 92: **Der Blutkönig von Indien**

geschildert und werden in Nr. 93: **Der Henker von London** beendigt.

Wir machen unsere Leser ganz besonders auf diese sechs außerordentlich spannend geschriebenen, in sich abgeschlossenen und doch zusammengehörigen Erlebnisse Sherlock Holmes' mit diesem unheimlichen Verbrecher Flax aufmerksam.

Verlag und Redaktion.

Wegen Raummangel muß diesmal das Wortverzeichnis der Verbrechersprache ausfallen; die Fortsetzung erfolgt in einem der nächsten Bände.

Verlag: Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst, Berlin SW. 61, Gitschiner Straße 13.
Für die Redaktion verantwortlich: F. Butsch, Berlin. — Verantwortlich für die Inserate: Felix Methner, Klotzsche-Dresden.
Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Interessant für Jung und Alt!

Neu! **Texas Jack** **10 Pf.**

der berühmteste Indianerkämpfer.

Erinnerungen und Abenteuer des grossen Kundschafters der Vereinigten Staaten Nordamerikas.

In jeder Woche erscheint ein hochinteressanter, in sich abgeschlossener Band — 32 Seiten stark — zum Preise von

10 Pfennig.

Titel der ersten Bände:

1. Band: Ein Held von sechzehn Jahren.
2. Band: Die Raben von San Francisco.
3. Band: Das Gespenst von Fort Leaton.
4. Band: Das Blutbad von Camp Lancaster.
5. Band: Der letzte König der Comanchen.
6. Band: Die Goldgraber von Arizona.
7. Band: Texas Jack als Detektiv.
8. Band: Das geheimnisvolle Schloss in Mexiko.
9. Band: Das Geheimnis des Trappers Ben Bärenklau.
10. Band: Die rote Squaw.
11. Band: Der Skalp mit dem blonden Mädchenhaar.
12. Band: Die Rache des Mormonen.
13. Band: Ein Ritt am Tode vorüber.
14. Band: Jane Golding, die Banditenkönigin.
15. Band: Wie Texas Jack seinen Vater fand.
16. Band: Die Blutpost von Farmington.
17. Band: Der Millionendieb von San Francisco.
18. Band: Die Hochzeit von Buena-Vista.
19. Band: Die Zerstörung von Troja.
20. Band: Barnum und Texas Jack.
21. Band: Indianer-Treue.
22. Band: Die schwarze Hand von Texas.
23. Band: Der Zauberer vom Prescottpark.
24. Band: Im Luftballon über den „Wilden Westen".

Zu beziehen durch jede Buch- u. Papierhandlung, auf Wunsch auch gegen Einsendung des Betrages für die gewählten Bändchen vom

VERLAGSHAUS, BERLIN SO. 26.

Garantie: Bei Nichterfolg Betrag zurück.

Schnurrbart! Streng reell!

Harasin unterstützt den Haar- und Bartwuchs mit wunderbarem Erfolge. Wo kleine Härchen vorhanden sind, entwickelt sich rasch üppiges Wachstum, was durch Hunderte von glänzenden Dankschreiben nachgewiesen ist.

Aerztlich begutachtete Wirkung.

Prämiiert: Goldene Medaille Marseille. Grosser Ehrenpreis Rom.

Preis: Stärke I 2 Mk., St. II 3 Mk., St. III 4 Mk.

Harasin ist einzig und unerreicht dastehend, v. Sachverständigen, staatl. approb. Polizei-Chemiker, Aerzten usw. geprüft, warne deshalb vor wertlosen, mitunter sehr billigen Methoden, die mit grossem Geschrei angepriesen werden.

Postversand direkt durch: **Kosmet. Laboratorium „Violetta", Nürnberg 183.** Herr Th. in E. schreibt: Da mein Freund durch Ihr Harasin in 3 Wochen einen flotten Schnurrbart bekommen hat, so ersuche um Zusendung einer Dose Stärke II zu 3 Mk. p. Nachn. Depots in **Berlin: Max Schwarzlose,** Hoflieferant S. M. des Kaisers, Königstraße 59. **Hamburg:** E. Lüders, Gr. Bleichen 20 **München:** E. Weltbardt, Theresienstraße 55. **Leipzig:** Dr. Mylius, Markt 12. **Wien:** E. Pitker, Mariahilferstraße 86.

SPORT = SPORT

Thaddäus Robl „Der Radrennsport"

Elegant broschiert Mk. 1,80
„ gebunden „ 2,20

In diesem Buche bemüht sich Thaddäus Robl, das Wesentlichste des modernen Radrennsports zusammenzufassen und die Art und Weise seines Trainings zu schildern.

„Der Ringkampf"

von **Dr. Georg Zadig.**

Mit ca. 150 Abbildungen der bekanntesten Professionalringer, wie: Koch, Siegfried, Strenge, Sturm, Dieckmann, Lurich, Burghardt, Laurent le Beaucairois, Omer de Bouillon, Aberg, Romanow, Petrow etc. etc.

Elegant broschiert Mk. 3,20
„ gebunden „ 3,80

Ausführliche Prospekte hiervon sowie vollständ. Verzeichnisse der „Bibliothek für Sport und Spiel" umsonst und portofrei vom

Sportverlage Grethlein & Co., Leipzig.

:: Enthüllte ::
menschl. Nacht!
oder Geheime Mächte.
Grösstes Aufsehen erreg. einzig prakt. Lehrbuch von Dr. Ag jam zur Entfaltung verborgener, geheimer Gewalten nach neuester Methode. Die Geheimnisse, grösste Erf. ige u. Vorteile jed Art zu erringen. Bezwingender Einfluss auf andere, ohne deren Wissen u. Willen. G heime Liebesmacht. Einziger Weg zum Glück, Wohlstand, Gesundheit, Energie, Körperkraft u. Geistesfrische! Preis 1,70 M. r.folg garant. Gross. ill. Bücherkatal. grat. **Klengels Verlag 176, Dresden 19.**

Ein wahrer Schatz

für alle durch jugendliche Verirrungen Erkrankte ist das berühmte Werk:

Dr. Retau's Selbstbewahrung

64. Aufl. Mit 27 Abbildungen. Preis 3 Mark. Lese es Jeder, der an den Folgen solcher Laster leidet. Tausende verdanken ihm ihre Wiederherstellung. Zu beziehen durch das Verlags-Magazin in Leipzig, Neumarkt 21, sowie durch jede Buchhandlung.

Inserate in dieser Wochenschrift **haben sicheren Erfolg!**
Preis für die Nonp.-Zeile nur 1,50 M.

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen durch unser orientalisches Kraftpulver, preisgekrönt, gold. Medaillen, Paris 1900, Hamburg 1901, Berlin 1903, in 6—8 Wochen bis 30 Pfund Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empf. Streng reell — kein Schwindel. Viele Dankschreib. Preis Kart. mit Gebrauchsanweis. 2 Mk. Postanw. od. Nachn. exkl. Porto. Hygien. Institut **D. Franz Steiner & Co.,** Berlin 225, Königgratzer Strasse 78.

Bedarfsartikel.

Neuester Katal. grat. Geg. Eins. v. 20 ₰ verschl. **Vogel & Co., Leipzig-Pl. 162.**

Goldkörnchen d. Wissens. — Kataloge!

(hochinteressant) versendet gratis W. Mähler, Leipzig 465

Bücher-Katalog

hochinteressant) versendet gratis **Fritz Casper & Co., Dresden 16 95.**

Damen — Herren

empfehle ich, in ihrem eigenen Interesse meine interess. illustr. Preisliste gratis und franko zu verlangen. Gegen 80 Pf. in Marken verschloss. Brief ohne Firma. **Heinr. Küppers Nchf., Cöln a. Rh. No. 936**

Preis des abgeschlossenen, mit farbenprächtigem Bilde geschmückten Bandes in Quartformat **nur 20 Pf.**

Aus den Geheimakten der Welt-Detektivs

Titel der ersten Bände:

1. Band: Das Geheimnis der jungen Witwe.
2. Band: Die blutigen Juwelen.
3. Band: Das Rätsel am Spieltische.
4. Band: Die Tochter des Wucherers.
5. Band: Die Menschenfalle im alten Hause.
6. Band: Der verschwundene Bräutigam.
7. Band: Die Spürnase des Oberkellners.
8. Band: Die Geliebte des Staatsanwalts.
9. Band: Die Lady mit d. Kanarienbrillant.
10. Band: Der Mann mit den sieben Frauen.
11. Band: Blackwell, der Themse-Pirat.
12. Band: Die Falschmünzer von London.
13. Band: Das Spitzenkleid der Königin.
14. Band: Das Geheimnis der Goldgräberhütte.
15. Band: Der Schatz des Sklavenhändlers.
16. Band: Nur ein Tropfen Tinte.
17. Band: Genie und Wahnsinn.
18. Band: Wie Jack, der Aufschlitzer, gefasst wurde.
19. Band: Der verräterische Kodak.
20. Band: Im Café National.
21. Band: Der polnische Jude.
22. Band: Ein adliger Langfinger.
23. Band: Das Gespenst von Minster Castle.
24. Band: Im Sarge neben der Höllenmaschine.
25. Band: Der wiedererstandene Tote.
26. Band: Der Lumpensammler von Paris.
27. Band: Die Eheirrung der Lady Ruth.
28. Band: Oceana, die Königin der Luft.
29. Band: Die heimliche Gattin des Grossfürsten.
30. Band: Die Giftmischerin von Castle Rock.
31. Band: Die schöne Krankenschwester.
32. Band: Der Dolch des Negus.
33. Band: Die Leuchtkäfer von New York.
34. Band: Der Schmugglerkönig von Andorra.
35. Band: Der Raub des Grafenkindes.
36. Band: Eine verhängnisvolle Liebschaft.
37. Band: Das Grab im Leuchtturm.
38. Band: Mörderin aus Eifersucht.
39. Band: Die Rache der Kamorra.
40. Band: Das Mysterium des Turmzimmers.
41. Band: Eine Erscheinung aus dem Grabe.

Jeder Band obiger Sherlock Holmes-Erlebnisse kostet nur 20 Pf.

Geschmackvolle Einbanddecken, für 25 Bände passend, 40 Pf.

Jede Buch- und Papierhandlung liefert die Bände und die Einbanddecken, auf Wunsch auch gegen Einsendung des Betrages das

Verlagshaus, Berlin SO. 26,

Naunynstrasse 38.